



Leseprobe

Cassandra Clare

Chain of Iron

Die Letzten Stunden 2

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 23. August 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Schattenjägerin Cordelia Carstairs hat scheinbar alles, was sie je wünschte: Verlobt mit ihrer großen Liebe James Herondale baut sie sich im Edwardianischen London ein neues Leben auf – und mit dem legendären Schwert Cortana beeindruckt sie Freund und Feind. Doch das Glück ist nur Fassade: Ihre Ehe wird eine Lüge sein, denn James' Liebe gilt der mysteriösen Grace. Und ein grausamer Mörder begibt sich auf einen scheinbar willkürlichen Rachefeldzug unter Londons Schattenjägern. Cordelia und ihre Gefährten versuchen verzweifelt, ihn aufzuhalten – und verstricken sich dabei nur immer tiefer in ihren eigenen Geheimnisse und Lügen ...



Autor

Cassandra Clare

Cassandra Clare ist eine internationale Bestsellerautorin. Ihre Bücher wurden weltweit über 50 Millionen Mal verkauft und in 35 Sprachen übersetzt. Seit dem Überraschungserfolg der »Chroniken der Unterwelt« waren all ihre Romane große Bestseller. So auch die neueste Serie »Die Letzten Stunden«. Cassandra Clare lebt in Massachusetts, USA.

Cassandra Clare

CHAIN OF IRON

Die Letzten Stunden

BUCH ZWEI



ROMAN

Deutsch von Franca Fritz
und Heinrich Koop

GOLDMANN

*Für Rick Riordan – danke, dass ich den noblen Namen
di Angelo verwenden durfte*

TEIL EINS



Kleine Spielchen

Sie werden bald von mir und meinen lustigen kleinen Spielchen hören. Nach dem letzten Mal hatte ich mir etwas von dem richtigen roten Zeug in einer Ingwerbierflasche aufgehoben, um damit zu schreiben. Doch es wurde dick wie Leim, und ich kann es nicht mehr benutzen. Aber rote Tinte tut's hoffentlich auch.

Jack the Ripper

LONDON:

East End

Es fühlte sich seltsam und ungewohnt an, wieder über einen menschlichen Körper zu verfügen. Den Wind in den Haaren und die kalten, beinahe stechenden Schneepartikel im Gesicht zu spüren, während er über das Kopfsteinpflaster schritt. Die Arme schwingen zu lassen und die Länge seiner Schritte neu zu messen.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, und die Straßen schienen größtenteils menschenleer. Von Zeit zu Zeit erblickte er einen Straßenhändler, der seinen Karren über die verschnellte Straße schob, oder eine Aufwartefrau, die in Schürze und Schal einem harten Arbeitstag entgegenteilte.

Als er einem Schneehaufen ausweichen wollte, stolperte er und runzelte die Stirn. Sein Körper war so schwach. Er musste sich dringend stärken. Ohne Stärkung konnte er nicht weitermachen.

Direkt vor ihm bog ein dunkler Schatten in eine Gasse abseits der Hauptstraße: ein alter Mann im Arbeiteroverall, die Mütze tief in die Stirn gezogen. Schwerfällig ließ sich der Alte auf einer Kiste nieder und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Mauer. Dann griff er in seine abgewetzte Jacke, holte eine Flasche Gin hervor und schraubte sie auf.

Lautlos folgte er dem alten Mann in die Gasse. Die Hauswände ragten zu beiden Seiten hoch auf und sperrten das schwache Sonnenlicht aus. Der Alte sah ihn mit trüben Augen an. »Was willst du?«

Das Adamant-Messer blitzte im dämmrigen Licht auf, bohrte sich wieder und wieder in die Brust des Mannes. Blut spritzte empor – ein feiner Sprühnebel aus roten Partikeln, die den schmutzigen Schnee scharlachrot färbten.

Der Mörder hockte sich auf die Fersen und atmete tief ein. Die vom Tod des Mannes freigesetzte Energie – das einzig Nützliche,

was Normalsterbliche zu bieten hatten – strömte durch das Messer in seinen Körper. Er erhob sich und lächelte zum milchig weißen Himmel hinauf. Schon jetzt fühlte er sich besser. Stärker.

Bald würde er stark genug sein, um es mit seinen wirklichen Feinden aufzunehmen. Und während er sich umwandte, um die Gasse hinter sich zu lassen, flüsterte er leise ihre Namen.

James Herondale.

Cordelia Carstairs.

*Das lichte Netz*

Still sitzt sie dort, jung auf der alten Erde,
Diskret sich selbst betrachtend,
Und lockt die Männer in ihr lichtetes, selbst gewob'nes
Netz,
Bis Herz und Geist und Körper darin gefangen sind.
Die Rose und der Mohn sind ihre Blumen;
denn wo, oh Lilith, lässt er sich nur finden –
er, den sanfter Duft und sanft gehauchte Küsse
und sanfter Schlaf nicht in diesen Bann zieh'n können?

*Dante Gabriel Rossetti,
»Des Körpers Schönheit«*

Rauchiger Winternebel hatte sich auf London niedergelassen. Seine blassen Ranken erstreckten sich über die Straßen und wanden sich um die Gebäude wie glanzloses Lametta. Und er tauchte die verdorrten Bäume in ein fahles Grau, als Lucie Herondale mit ihrer Kutsche die lange, verwehrte Auffahrt zu Chiswick House hinauffuhr, dessen Dach sich aus dem Nebel erhob wie ein Berggipfel im Himalaja aus den Wolken.

Rasch gab sie ihrem Pferd, Balios, einen Kuss auf die Nase, legte ihm eine Decke über den Rücken und ließ es am Fuße der Eingangstreppe zurück. Dann machte sie sich auf den Weg durch die Überreste der terrassenartigen Gartenanlage, vorbei an den verfallenen Statuen von Vergil und Sophokles, die jetzt von langen Weinranken überwuchert waren, während ihre abgebro-

chenen Gliedmaßen im Unkraut verteilt lagen. Andere Statuen wurden teilweise von überhängenden Bäumen und verwilderten Hecken verdeckt – als wäre ihr dichtes Blattwerk dabei, sie zu verschlingen.

Nachdem Lucie über eine umgestürzte Rosenlaube geklettert war, erreichte sie endlich den alten Ziegelschuppen im Garten. Das Dach war schon seit Langem verschwunden, und einen Moment lang kam es Lucie so vor, als wäre sie zufällig auf eine verlassene Schäferhütte in der Heide gestoßen. Sogar eine dünne graue Rauchsäule stieg aus dem Inneren auf. Wenn dies eine Szene aus *Die schöne Cordelia* wäre, würde jetzt ein verwirrter, aber äußerst gut aussehender Herzog über die Heide taumeln. Doch nichts war jemals so wie in Büchern.

Rund um den Schuppen konnte sie die kleinen Erdhügel ausmachen, unter denen Grace und sie im Lauf der letzten vier Monate die Ergebnisse ihrer erfolglosen Experimente begraben hatten – die bedauernswerten Überreste vom Himmel gestürzter Vögel oder Kadaver von Ratten und Mäusen, die Katzen zum Opfer gefallen waren. Grace und sie hatten vergebens versucht, die Tiere wieder zum Leben zu erwecken.

Bisher hatte nichts funktioniert. Und dabei war Grace nicht einmal das ganze Ausmaß der Bemühungen bekannt. Sie wusste noch immer nichts von Lucies Fähigkeit, die Toten zu kommandieren. Sie wusste nicht, dass Lucie versucht hatte, den kleinen Körpern zu *befehlen*, wieder zum Leben zu erwachen. Dass sie versucht hatte, in sie *hineinzugreifen*, um etwas zu fassen zu bekommen, das sie in die Welt der Lebenden zurückziehen konnte. Doch nichts hatte funktioniert. Welchen Teil auch immer Lucie möglicherweise hätte befehlen können, er hatte sich mit dem Tod der Tiere verflüchtigt.

Grace gegenüber hatte sie nichts von alledem erwähnt.

Lucie zuckte gelassen die Achseln und ging auf die massive Holztür zu – gelegentlich fragte sie sich, wozu eine Tür an einem Gebäude ohne Dach wohl gut war. Leise klopfte sie in einer geheimen Abfolge an: eins zwei, eins zwei.

Gleich darauf hörte sie, wie jemand durch den Raum ging und den Riegel zurückschob. Die Tür schwang auf, und Grace Blackthorn erschien in der Türöffnung, das Gesicht starr und ernst. Sogar in diesem nebligen Wetter schimmerte ihr Haar, das ihr locker über die Schultern fiel, silbrig hell.

»Du bist gekommen«, sagte sie, eher überrascht als erfreut.

»Das habe ich doch gesagt.« Lucie drängte sich an Grace vorbei. Im Inneren des Schuppens gab es nur einen einzigen Raum, dessen Boden aus fest gestampfter Erde bestand, die jetzt teilweise gefroren war.

Unter dem Schwert der Familie Blackthorn, das an grob geschmiedeten Eisenhaken hing, war ein Tisch gegen die Wand gerückt worden. Auf dem Tisch hatte jemand ein provisorisches Labor eingerichtet, mit mehreren Reihen von Destillierkolben und Glasflaschen, Dutzenden von Reagenzgläsern, Mörser und Stößel. Eine Vielzahl von Päckchen und Dosen nahm den Rest der Tischplatte ein; einige waren geöffnet, andere leer und auf einem Stapel gesammelt.

Neben dem Tisch brannte ein Feuer, direkt auf der nackten Erde – der Ursprung des Rauchs, der aus dem fehlenden Dach aufstieg. Das Feuer war unnatürlich still und entsprang nicht aus Holzsplittern, sondern aus einem Steinhäufchen. Die grünlichen Flammen züngelten gierig in die Höhe, als wollten sie den eisernen Kessel verschlingen, der an einem Haken über dem Feuer hing. Ein schwarzes Gebräu köchelte im Kessel, das erdig und chemisch zugleich roch.

Langsam näherte sich Lucie einem zweiten, größeren Tisch. Darauf ruhte ein Sarg, durch dessen gläsernen Deckel sie Jesse erkennen konnte. Er sah genauso aus wie bei ihrer letzten Begegnung: weißes Hemd, schwarzes Haar, das sich weich um seinen Nacken schmiegte. Seine Augenlider erinnerten an blasser Halbmonde.

Lucie hatte ihre Kräfte nicht nur an Vögeln, Fledermäusen und Nagetieren ausprobiert, sondern auch versucht, Jesse zu befehlen, wieder zum Leben zu erwachen. Allerdings hatte sie

sich auf die kurzen Zeiträume beschränken müssen, in denen Grace fort war, um etwas zu holen, und sie mit Jesses Körper allein gelassen hatte. Doch mit Jesse war es Lucie noch schlechter ergangen als mit den Tieren. Zwar war er nicht leer wie die Tiere, denn sie konnte etwas in ihm wahrnehmen: eine Art Lebenskraft, eine Seele. Aber worum es sich dabei auch handeln mochte, es war im Raum zwischen Leben und Tod verankert, und Lucie konnte es nicht bewegen. Allein bei dem Versuch wurde ihr übel und schwach zumute, als würde sie gerade einen schweren Fehler begehen.

»Ich war mir nicht sicher, ob du noch kommen würdest«, sagte Grace gereizt. »Ich warte schon seit einer Ewigkeit. Hast du die Stechapfelblüten bekommen?«

Lucie griff in ihre Tasche und zog ein winziges Päckchen hervor. »Ich hatte Mühe, mich aus dem Haus zu schleichen. Und ich kann auch nicht lange bleiben. Ich treffe mich heute Abend mit Cordelia.«

Grace nahm das Päckchen und riss es auf. »Weil morgen die Hochzeit ist? Aber was hat das mit dir zu tun?«

Lucie warf Grace einen scharfen Blick zu, doch das andere Mädchen schien es wirklich nicht zu verstehen. So wie Grace oft nicht zu verstehen schien, warum Menschen bestimmte Dinge taten, wenn die Antwort lautete: *Weil sich Freunde so verhalten* oder *Weil man das eben für jemanden tut, den man mag*.

»Ich bin Cordelias *Suggenes*«, erklärte sie. »Ich führe sie zum Traualtar. Aber ich stehe ihr auch vor der Zeremonie zur Seite. Heute Abend gehe ich mit ihr aus, um ...«

Zisch! Grace hatte den Inhalt des Päckchens in den Kessel geleert. Eine Stichflamme schoss in die Höhe, gefolgt von einer Rauchwolke, und der Geruch von Essig breitete sich im Schuppen aus. »Du musst es mir nicht erzählen. Ich bin mir sicher, dass Cordelia mich nicht leiden kann.«

»Ich werde nicht mit dir über Cordelia sprechen«, sagte Lucie und musste ein wenig husten.

»Nun ja, ich würde mich auch nicht mögen, wenn ich sie wäre«,

fuhr Grace fort. »Aber wir müssen uns nicht unterhalten. Ich habe dich schließlich nicht hergebeten, um mit mir zu plaudern.«

Sie blickten beide in den Kessel. Nebel und Rauch prallten in dem engen Raum aufeinander und umgaben Grace mit einem diffusen Heiligenschein. Lucie rieb ihre behandschuhten Hände aneinander. Ihr Herz schlug schneller, als Grace ansetzte: »*Hic mortui vivunt. Igni ferroque, ex silentio, ex animo. Ex silentio, ex animo! Resurget!*«

Während Grace die Worte psalmodierte, brodelte das Gebräu immer stärker, die Flammen begannen zu zischen und züngelten immer höher, bis sie den Kessel erreicht hatten. Ein kleiner Teil der Mixtur lief an der Seite des Kessels herab und spritzte auf den Boden. Lucie sprang instinktiv zurück, als grüne Gewächse aus dem Boden schossen und rasch Stängel, Blätter und Knospen hervorbrachten, bis sie ihr fast zu den Knien reichten.

»Es funktioniert!«, keuchte sie atemlos. »Es funktioniert wirklich!«

Für einen kurzen Moment blitzte Freude in Grace' sonst so ausdruckslosem Gesicht auf. Sie ging auf den Sarg zu, auf Jesse ...

Doch so schnell die Gewächse hervorgesprossen waren, so schnell verdorrten die Blüten wieder und fielen herab. Es schien, als würde man zusehen, wie die Zeit schneller verrann. Hilflos beobachtete Lucie, wie die Blätter abfielen, die Stängel vertrockneten und raschelnd unter ihrem eigenen Gewicht umknickten.

Grace stand wie versteinert da und starrte auf die toten Blumen auf der Erde. Ihr Blick wanderte zum Sarg – doch Jesse hatte sich nicht bewegt.

Natürlich hatte er sich nicht bewegt.

Grace' Schultern wirkten steif vor Enttäuschung.

»Ich werde Christopher das nächste Mal um frischere Exemplare bitten«, sagte Lucie. »Oder stärkere Reagenzien. Ich bin mir sicher, dass wir irgendetwas nicht richtig machen.«

Grace trat an den Sarg ihres Bruders und drückte die Hand-

fläche auf das Glas. Ihre Lippen bewegten sich, als würde sie etwas flüstern – was genau, konnte Lucie allerdings nicht sagen.

»Das Problem ist nicht die Qualität der Zutaten«, sagte Grace mit kalter, leiser Stimme. »Das Problem ist, dass wir uns zu sehr auf die Wissenschaft verlassen. Aktivatoren, Reagenzien – die Wissenschaft ist erschreckend begrenzt, wenn es um das geht, was wir zu erreichen versuchen.«

»Woher willst du das wissen?«

Grace sah sie eisig an. »Ich weiß, dass du mich für dumm hältst, weil ich nie einen Tutor hatte«, sagte sie. »Trotzdem ist es mir während meiner Zeit in Idris gelungen, einige Bücher zu lesen. Genau genommen fast den Großteil der Bibliothek.«

Lucie musste zugeben, dass Grace zumindest teilweise recht hatte. Sie hatte keine Ahnung gehabt, dass Grace sich für Bücher interessierte – oder für irgendetwas anderes, als Männer zu quälen und Jesse von den Toten zu erwecken. »Was schlägst du also vor, wenn wir uns nicht auf die Wissenschaft verlassen können?«

»Das Naheliegende: Magie.« Grace sprach mit Lucie, als würde sie ein Kind belehren. »Nicht der Hokusfokus, den wir hier betreiben – Zauberformeln aus einem Buch, bei dem meine Mutter sich nicht einmal die Mühe gemacht hat, es vor mir zu verstecken.« Sie spie die Worte förmlich aus, voller Verachtung. »Wir müssen Kraft aus der einzigen Quelle schöpfen, in der sie zu finden ist.«

Lucie schluckte. »Du meinst Nekromantie. Kraft aus dem Tod ziehen und damit Magie bei den Toten bewirken.«

»Manche würden diese Art von Magie als böse bezeichnen. Ich dagegen nenne sie notwendig.«

»Tja, ich würde sie böse nennen«, entgegnete Lucie, außerstande, ihr Missfallen zu verbergen. Grace schien ohne sie zu einem Entschluss gekommen zu sein – was definitiv nicht dem Geist ihrer Partnerschaft entsprach. »Und ich will nichts Böses tun.«

Grace schüttelte verächtlich den Kopf, als würde Lucie viel

Wirbel um nichts machen. »Wir müssen uns an einen Totenbeschwörer wenden.«

Lucie verschränkte die Arme. »An einen Totenbeschwörer? Auf keinen Fall! Der Rat würde es verbieten – selbst wenn wir einen aufreiben könnten.«

»Und dafür gibt es gute Gründe«, erwiderte Grace scharf und raffte ihre Röcke. Offenbar wollte sie aus dem Schuppen marschieren. »Unser Vorhaben ist nicht unbedingt gut, das ist wahr. Jedenfalls nicht in dem Sinne, wie die meisten Leute den Begriff ›gut‹ verstehen. Aber das wusstest du bereits, Lucie. Du kannst also aufhören, so zu tun, als wärst du eine Heilige, im Gegensatz zu mir.«

»Nein, Grace.« Lucie postierte sich vor der Tür und versperrte Grace den Weg. »Ich will das nicht – und ich glaube auch nicht, dass Jesse es wollen würde. Könnten wir nicht mit einem Hexenmeister sprechen? Mit jemandem, dem der Rat vertraut?«

»Der Rat mag ihm vertrauen, aber ich nicht.« Grace' Augen blitzten. »Ich hatte mich entschlossen, mit dir zusammenzuarbeiten, weil Jesse dich zu mögen schien. Aber du hast meinen Bruder nur für kurze Zeit gekannt ... und nicht so viele Jahre wie ich. Also bist du wohl kaum eine Expertin. Ich bin seine Schwester, und ich werde ihn zurückholen – ganz gleich, was ich dafür tun muss, und ganz gleich, auf welche Weise. Verstehst du, Lucie?« Grace holte tief Luft. »Es ist an der Zeit, dass du dich entscheidest. Was ist dir wichtiger? Deine heiligen Gefühle oder das Leben meines Bruders?«

Cordelia Carstairs zuckte zusammen, als ihr Risa den Schildpattkamm noch tiefer ins Haar schob, um der schweren Fülle dunkelroter Locken Halt zu geben. Die Zofe hatte Cordelia davon überzeugt, sich die Haare zu einer aufwendigen Frisur hochstecken zu lassen, die sich ihr zufolge großer Beliebtheit erfreute.

»Du musst dir für heute Abend nicht so viel Mühe machen«, hatte Cordelia protestiert. »Wir unternehmen nur eine Rodelpartie. Meine Haare werden durcheinandergeraten, ganz gleich, wie viele Nadeln und Kämmen du hineinsteckst.«

Risa und ihr missbilligender Blick hatten sich jedoch durchgesetzt. Cordelia vermutete, dass Risa der Meinung war, ihr Schützling sollte sich nach Kräften bemühen, für ihren Verlobten hübsch auszusehen. Immerhin heiratete Cordelia James Herondale, der nach allen gesellschaftlichen Maßstäben – von Schattenjägern wie Irdischen – eine gute Partie war: attraktiv, wohlhabend, einflussreich und liebenswürdig.

Es war sinnlos, Risa zu versichern, dass ihr Aussehen keine Rolle spielte. Dass es James nicht interessierte, ob sie in einem Ballkleid auftauchte – oder sogar splitternackt. Aber sie gewann nichts damit, wenn sie versuchte, das Risa zu erklären: Genau genommen war es viel zu riskant, es überhaupt irgendetwem zu erklären.

»*Dokhtare zibaye man, tou ayeneh khodet ra negah kon*«, sagte Risa und hielt Cordelia einen silbernen Handspiegel entgegen. *Sieh in den Spiegel, meine schöne Tochter.*

»Die Frisur ist wirklich wunderschön, Risa«, musste Cordelia zugeben. Die Perlmutterkämme hatten in ihrem rubinroten Haar einen umwerfenden Effekt. »Aber wie wirst du das morgen jemals übertreffen können?«

Risa zwinkerte ihr zu. Wenigstens eine, die sich auf den nächsten Tag freute, überlegte Cordelia. Jedes Mal, wenn sie an ihre Hochzeit dachte, wollte sie am liebsten aus dem Fenster springen.

Morgen würde sie zum letzten Mal in diesem Zimmer sitzen, während ihre Mutter und Risa Seidenblumen in ihr langes, dichtes Haar flochten. Morgen würde sie als Braut nicht nur äußerst elegant wirken müssen, sondern auch mindestens so glücklich und strahlend. Und wenn sie sehr viel Glück hatte, würden sich die meisten Hochzeitsgäste von ihrer Garderobe ablenken lassen. Man durfte schließlich die Hoffnung nicht aufgeben.

Risa versetzte ihr einen Klaps auf die Schulter, und Cordelia erhob sich gehorsam. Sie holte ein letztes Mal tief Luft, bevor Risa die Schnüre ihres Korsetts festzog, sodass ihre Brüste sich hoben und ihre Wirbelsäule gestreckt wurde. Die Natur des Korsetts, dachte Cordelia missmutig, bestand darin, eine Frau mi-

nütlich daran zu erinnern, dass ihre Körperform nicht dem unerreichen Ideal der Gesellschaft entsprach.

»Das reicht!«, protestierte sie, als ihr die Fischbeinstäbe in die Haut schnitten. »Ich wollte auf der Feier eigentlich auch etwas essen.«

Risa verdrehte die Augen. Dann hielt sie ein grünes Samtkleid hoch, und Cordelia stieg hinein. Risa zog die langen, eng anliegenden Ärmel bis zum Handgelenk und strich den duftigen weißen Spitzenbesatz an den Ärmelaufschlägen und am Ausschnitt zurecht. Anschließend machte sie sich daran, jeden der winzigen Knöpfe zu schließen, die sich über den ganzen Rücken erstreckten. Das Kleid war figurbetont geschnitten, und ohne das Korsett hätte Cordelia niemals hineingepasst. Der Herondale-Ring, das sichtbare Zeichen ihrer Verlobung, schimmerte an ihrer linken Hand, als sie den Arm hob, damit Risa Cortana auf ihrem Rücken arrangieren konnte.

»Ich sollte mich beeilen und nach unten gehen«, sagte Cordelia, als Risa ihr eine kleine Handtasche aus Seide und einen Muff reichte, in dem sie ihre Hände wärmen konnte. »James verspätet sich sehr selten.«

Risa nickte lediglich energisch – was bei ihr einer herzlichen Umarmung entsprach.

Es stimmte, dachte Cordelia, als sie mit raschelnden Röcken die Treppe hinunterging. James verspätete sich *tatsächlich* nur sehr selten. Es gehörte zu den Pflichten eines Verlobten, eine Dame zu Festen und Abenddiners zu begleiten, ihr Limonade und Fächer zu holen und ihr ganz allgemein jeden Wunsch von den Augen abzulesen. James hatte seine Rolle bisher perfekt gespielt. Die ganze Saison über hatte er sie treu zu allen möglichen, zutiefst langweiligen Veranstaltungen der Brigade begleitet. Abgesehen von diesen Anlässen hatte sie ihn jedoch kaum zu Gesicht bekommen. Manchmal schloss er sich ihr und seinen übrigen Freunden bei Freizeitunternehmungen an, die wirklich Spaß machten – Nachmittage in der Devil Tavern oder Teetrinken bei Anna. Doch selbst dann wirkte er abgelenkt und zer-

streut. Es hatte sich kaum eine Gelegenheit ergeben, um über ihre gemeinsame Zukunft zu sprechen. Allerdings war Cordelia sich gar nicht sicher, was sie eigentlich sagen würde, wenn es dazu kommen sollte.

»Layla?«

Cordelia hatte den Eingangsbereich des Hauses erreicht, dessen Fliesen ein kompliziertes Muster aus Schwertern und Sternen bildeten. Zuerst sah sie niemanden. Doch im nächsten Moment bemerkte sie ihre Mutter Sona, die am Fenster stand und mit ihrer schmalen Hand einen der Vorhänge zurückgezogen hatte. Die andere Hand ruhte auf ihrem runden Bauch.

»Du bist es tatsächlich«, staunte Sona. Cordelia hatte das Gefühl, dass die Schatten unter den Augen ihrer Mutter noch dunkler wirkten. »Was hattest du gesagt, wohin du gehst?«

»Zur Rodelpartie der Pouncebys auf dem Parliament Hill«, antwortete Cordelia. »Sie sind wirklich schrecklich. Aber Alastair geht auch hin, und ich dachte, ich könnte mich damit wenigstens vom morgigen Tag ablenken.«

Ein Lächeln umspielte Sonas Mundwinkel. »Es ist vollkommen normal, vor seiner Hochzeit nervös zu sein, Layla *joon*. Ich habe in der Nacht vor der Hochzeit mit deinem Vater kein Auge zugegan. Fast wäre ich auf einem Milchwagen nach Konstantinopel geflüchtet.«

Cordelia holte scharf Luft, und das Lächeln ihrer Mutter verblasste. *Oje*, dachte Cordelia. Eine Woche war vergangen, seit man ihren Vater, Elias Carstairs, aus dem Basilius entlassen hatte, dem Schattenjägerkrankenhaus in Idris. Dort hatte er mehrere Monate verbracht, viel länger als erwartet, um von seinem Alkoholproblem geheilt zu werden – ein Umstand, der den drei anderen Mitgliedern der Familie Carstairs bekannt war, jedoch mit keinem Wort erwähnt wurde.

Sie hatten ihn vor fünf Tagen zurückerwartet. Aber bis auf einen knappen Brief aus Frankreich hatten sie nichts von ihm gehört. Kein Versprechen, dass er am Tag von Cordelias Hochzeit in London eintreffen würde. Das Ganze war eine unglückselige

Situation, die durch die Tatsache, dass weder Cordelias Mutter noch ihr Bruder Alastair darüber reden wollten, noch unglückseliger wurde.

Cordelia holte tief Luft. »*Mámán*. Ich weiß, du hoffst noch immer, dass Vater rechtzeitig zur Hochzeit zurückkommen wird.«

»Ich hoffe es nicht, ich weiß es«, entgegnete Sona. »Ganz gleich, was ihn aufgehalten hat: Die Hochzeit seiner einzigen Tochter wird er nicht verpassen.«

Cordelia hätte vor Verwunderung fast den Kopf geschüttelt. Wie konnte ihre Mutter nur so ein unerschütterliches Vertrauen haben? Aufgrund seiner »Krankheit« hatte ihr Vater viele Geburtstage verpasst und sogar Cordelias erste Rune. Eine Krankheit, wegen der man ihn schließlich verhaftet und ins Basilias geschickt hatte. Eigentlich sollte er jetzt geheilt sein, doch dass er bisher nicht aufgetaucht war, gab nicht gerade Anlass zur Hoffnung.

Plötzlich dröhnten Stiefelabsätze auf der Treppe, und Alastair erschien mit wehenden dunklen Haaren in der Eingangshalle. Trotz seiner finsternen Miene sah er in seinem neuen Wintermantel aus Tweed ausgesprochen gut aus.

»Alastair«, sagte Sona. »Gehst du auch zu dieser Rodelpartie?«

»Man hat mich nicht eingeladen.«

»Das stimmt nicht«, widersprach Cordelia. »Alastair, ich wollte nur deshalb dort hin, weil du auch gehst!«

»Ich habe beschlossen, dass meine Einladung unglücklicherweise auf dem Postweg verloren gegangen ist«, erklärte Alastair abschätzig. »Ich kann mich gut allein beschäftigen, Mutter. Es gibt Leute, die haben Dinge zu erledigen. Sie können nicht zu jeder Tages- und Nachtzeit herumtoben.«

»Also ehrlich, ihr beiden«, schimpfte Sona kopfschüttelnd, was Cordelia als höchst ungerecht empfand. Sie hatte nur Alastairs Unwahrheiten berichtet.

Sona stützte ihre Hände ins Kreuz und seufzte. »Ich sollte mit Risa über morgen sprechen. Es gibt noch so viel zu tun.«

»Du solltest dich *ausruhen*«, rief Alastair, während seine Mutter schon durch den Flur in Richtung Küche ging. In dem Moment, als sie außer Sicht war, wirbelte er mit grimmiger Miene zu Cordelia herum. »Hat sie auf Vater gewartet?«, fragte er im Flüsterton. »Noch immer? Warum muss sie sich so quälen?«

Cordelia zuckte hilflos die Achseln. »Sie liebt ihn nun mal.«

Alastair schnaubte. »*Chi! Khoda margam bedeh*«, sagte er, was Cordelia sehr rüpelhaft von ihm fand.

»Liebe ist nicht immer vernünftig«, erwiderte sie, woraufhin Alastair rasch den Blick abwandte. Er hatte Charles seit mehreren Monaten nicht erwähnt. Zwar hatte er Briefe in Charles' sorgfältiger Handschrift erhalten, doch Cordelia hatte mehr als einen von ihnen ungeöffnet im Papierkorb gefunden. Jetzt fügte sie hinzu: »Trotzdem wünschte ich, er würde zumindest eine Nachricht schicken, dass es ihm gut geht ... um Mutters willen.«

»Er wird zurückkommen, wenn ihm danach ist – im denkbar ungünstigsten Moment, wie ich ihn kenne.«

Cordelia fuhr mit einem Finger über die weiche Lammwolle ihres Muffs. »Willst du nicht, dass er zurückkommt, Alastair?«

Alastairs Blick gab nichts preis. Er hatte viele Jahre versucht, Cordelia vor der Wahrheit zu schützen, und sich Entschuldigungen für die »Krankheitsschübe« und die häufigen Abwesenheiten ihres Vaters ausgedacht. Vor einigen Monaten hatte Cordelia von der seelischen Belastung erfahren, die Alastairs Anstrengungen mit sich gebracht hatten – von den unsichtbaren Narben, die er so sorgfältig zu verbergen versuchte.

Alastair schien gerade etwas erwidern zu wollen, als vor dem Fenster, gedämpft durch den noch immer fallenden Schnee, das Klappern von Pferdehufen erklang. Neben dem Laternenpfahl vor dem Haus kam der dunkle Umriss einer Kutsche zum Stehen. Alastair zog den Vorhang ein wenig zur Seite und runzelte die Stirn.

»Das ist die Kutsche der Fairchilds«, stellte er fest. »James hat also keine Lust, dich abzuholen, und schickt stattdessen seinen *Parabatai*?«

»Das ist nicht fair«, sagte Cordelia scharf. »Und das weißt du auch.«

Alastair zögerte. »Vermutlich. Herondale hat sich einigermaßen pflichtbewusst gezeigt.«

Cordelia beobachtete, wie Matthew Fairchild leichtfüßig aus der Kutsche sprang. Sie konnte einen Anflug von Furcht nicht unterdrücken – was wäre, wenn James in Panik geraten war und Matthew geschickt hätte, um am Abend vor der Hochzeit das Arrangement platzen zu lassen?

Mach dich nicht lächerlich, befahl sie sich nachdrücklich. Matthew pff, als er den Gehweg zum Haus heraufkam. Der Boden war schneebedeckt, und hier und da zeichneten sich die Abdrücke von Stiefelsohlen ab. Auf den Schultern von Matthews Mantel mit dem Pelzkragen hatten sich bereits Schneeflocken niedergelassen, in seinem blonden Haar glitzerten Kristalle, und sein Gesicht mit den hohen Wangenknochen war vor Kälte gerötet. Er sah aus wie ein von Caravaggio gemalter Engel, mit Schnee bestäubt. Aber Matthew würde doch bestimmt nicht pfeifen, wenn er schlechte Nachrichten zu überbringen hatte?

Cordelia öffnete die Tür und sah sich Matthew gegenüber, der Schnee von seinen Schnürstiefeln stampfte. »Hallo, meine Liebe«, begrüßte er sie. »Ich bin hier, um dich zu einem großen Hügel mitzunehmen, den wir auf einer klapprigen, unlenkbaren Holzkonstruktion hinuntersausen werden.«

Cordelia lächelte. »Das klingt wunderbar. Was machen wir danach?«

»Unerklärlicherweise werden wir den Hügel wieder hinaufstapfen, um das Ganze zu wiederholen. Es handelt sich um eine Form der Besessenheit, vom Schnee hervorgerufen, heißt es«, erwiderte Matthew.

»Wo ist James?«, unterbrach Alastair ihn. »Du weißt schon, der von euch beiden, der eigentlich hier sein sollte.«

Matthew betrachtete Alastair angewidert, und Cordelia wurde wieder einmal das Herz schwer. So lief es jetzt immer ab, wenn Alastair einem der Tollkühnen Gesellen begegnete. Vor ein paar

Monaten waren alle plötzlich noch viel wütender auf Alastair geworden als bisher. Cordelia hatte keine Ahnung warum, brachte es aber auch nicht übers Herz, nach dem Grund zu fragen. »James wurde wegen einer wichtigen Angelegenheit abberufen.«

»Was für eine Angelegenheit?«, fragte Alastair.

»Nichts, das dich was angeht«, entgegnete Matthew gelassen.

Alastairs schwarze Augen funkelten. »Du tust gut daran, meine Schwester nicht in Schwierigkeiten zu bringen, Fairchild«, sagte er. »Ich weiß, mit wem du verkehrst.«

»Alastair, hör jetzt auf«, sagte Cordelia. »Also, lässt du die Party der Pouncebys wirklich sausen, oder wolltest du damit nur Mutter ärgern? Und falls ja, möchtest du Matthew und mich in der Kutsche begleiten?«

Alastairs Blick wanderte schnell zu Matthew. »Warum trägst du nicht einmal einen Hut?«

»Wie könnte ich dieses Haar verhüllen?« Mit übertriebener Geste zeigte Matthew auf seine goldenen Locken. »Würdest du die Sonne verdunkeln wollen?«

Alastairs Miene machte deutlich, dass er seine Augen gar nicht oft genug verdrehen konnte. »Ich werde jetzt zu einem Spaziergang aufbrechen.«

Und damit stapfte er ohne ein weiteres Wort in die verschneite Nacht hinaus. Die Wirkung seines Abgangs wurde durch den Schnee gedämpft, der das Geräusch seiner Schritte schluckte.

Cordelia seufzte und folgte Matthew zur Kutsche. Mit den weißen, von schimmerndem Eis bedeckten Häusern und dem milden Lichtschein der verschneiten, in Nebel gehüllten Straßenlaternen glich South Kensington einer Märchenlandschaft. »Ich habe das Gefühl, mich unaufhörlich für Alastair entschuldigen zu müssen. Letzte Woche hat er den Milchmann zum Weinen gebracht.«

Matthew reichte ihr die Hand und half ihr in die Kutsche. »Du musst dich bei mir nicht für Alastair entschuldigen. Für mich ist er ein Stein, an dem ich meinen Verstand wetzen kann.«

Geschmeidig schwang er sich auf den Platz neben ihr und

schloss die schwere Tür. Weiche Polster und Samtvorhänge an den Fenstern machten das mit Seide ausgekleidete Innere der Kutsche gemütlich. Cordelia lehnte sich auf der Sitzbank zurück, wobei der Ärmel von Matthews Wintermantel beruhigend ihren Arm streifte.

»Ich habe das Gefühl, als hätte ich dich seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen, Matthew«, sagte sie, froh, das Thema wechseln zu können. »Deine Mutter soll aus Idris zurück sein, richtig? Und Charles aus Paris?« Als Konsulin war Matthews Mutter Charlotte oft außerhalb Londons unterwegs. Ihr Sohn Charles, Matthews Bruder, hatte eine untergeordnete Stelle am Pariser Institut inne, wo er das Handwerkszeug eines angehenden Politikers lernte – wie jeder wusste, hoffte Charles darauf, eines Tages der nächste Konsul zu werden.

Matthew fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und löste dabei mehrere Eiskristalle. »Du kennst ja meine Mutter – kaum war sie aus der Kutsche gestiegen, musste sie auch schon wieder los, um irgendetwas zu erledigen. Und natürlich ist Charles sofort nach Hause gekommen, um sie zu sehen. Um das Pariser Institut an seine enge Verbindung zur Konsulin zu erinnern und daran, wie sehr sie auf seinen Rat angewiesen ist. Und vor Vater und Martin Wentworth hat er hochtrabende Reden geschwungen. Bei meinem Aufbruch hatte er gerade ihr Schachspiel unterbrochen, um sie in eine Diskussion über die Schattenweltlerpolitik in Frankreich zu verwickeln. Wentworth wirkte fast schon verzweifelt – wahrscheinlich hat er darauf gehofft, dass Christopher noch eine Explosion im Labor verursachen und ihm dadurch die Möglichkeit zur Flucht verschaffen würde.«

»Noch eine Explosion?«

Matthew grinste. »Beim letzten Experiment hat Kit Thomas fast die Augenbrauen abgefackelt. Angeblich steht er kurz vor einem Durchbruch mit seinen Bemühungen, Schießpulver auch in Gegenwart von Runen zu entzünden. Allerdings hat Thomas jetzt keine Augenbrauen mehr, die er der Wissenschaft zur Verfügung stellen könnte.«

Cordelia überlegte, was sie Geistreiches über Thomas' Augenbrauen sagen könnte, doch ihr fiel nichts ein.

»Also gut«, sagte sie und schlang die Arme um den Körper. »Ich gebe auf. Wo ist James? Hat er Angst bekommen und ist nach Frankreich durchgebrannt? Ist die Hochzeit abgesagt?«

Matthew zog eine silberne Taschenflasche aus seinem Mantel und nahm einen Schluck daraus, bevor er antwortete. Wollte er Zeit gewinnen? Er wirkte ein wenig besorgt, dachte Cordelia – obwohl Sorgen und Matthew nur selten gemeinsam in Erscheinung traten. »Das ist leider meine Schuld«, gab er zu. »Na ja, meine und die der übrigen Tollkühnen Gesellen. In letzter Minute haben wir eingesehen, dass wir James nicht einfach in den Hafen der Ehe einlaufen lassen können, ohne vorher eine Party für ihn zu schmeißen. Und meine Aufgabe besteht darin, dafür zu sorgen, dass du nichts von diesen skandalösen Vorgängen erfährst.«

Eine Woge der Erleichterung erfasste Cordelia. James ließ sie nicht im Stich. Natürlich nicht. Das würde er niemals tun. Schließlich war er James.

Sie straffte die Schultern. »Allerdings hast du mir gerade verraten, dass es sich um skandalöse Vorgänge handelt. Bedeutet das nicht, dass du mit deiner Mission gescheitert bist?«

»Ganz und gar nicht!« Matthew nahm noch einen Schluck aus der Taschenflasche und verstaute sie danach wieder in seinem Mantel. »Ich habe dir lediglich erzählt, dass James den Abend vor seiner Hochzeit mit seinen Freunden verbringt. Soweit du weißt, werden sie Tee trinken und sich eingehend mit der Geschichte der Feenwesen in Bayern befassen. Ich soll nur sicherstellen, dass du nicht eines Besseren belehrt wirst.«

Cordelia musste lächeln. »Und wie willst du das anstellen?«

»Natürlich dadurch, dass ich dich zu deinen eigenen skandalösen Vorgängen begleite. Du hast doch nicht *wirklich* gedacht, dass wir zur Feier der Pouncebys gehen?«

Cordelia zog den Vorhang am Kutschenfenster zurück und warf einen Blick hinaus. Anstelle der von Bäumen gesäumten,

mit Schnee bedeckten Straßen von Kensington waren sie am äußeren Rand des West End angekommen. Dichter Nebel hing in den engen Straßen, und es wimmelte nur so vor Leuten, die sich in zahlreichen Sprachen unterhielten und sich die Hände über Feuern in Ölfässern wärmten.

»Soho?«, fragte sie neugierig. »Was ... zum Hell Ruelle?«

Matthew zog eine Augenbraue hoch. »Wohin sonst?« Der Hell Ruelle war ein Nachtclub und Salon für Schattenweltler, der nur an wenigen Abenden in der Woche in einem äußerlich unscheinbaren Gebäude in der Berwick Street stattfand. Cordelia hatte sich schon zweimal dorthin gewagt. Zwar vor Monaten, doch ihre Besuche waren erinnerungswürdig gewesen.

Sie ließ den Vorhang sinken, wandte sich wieder Matthew zu, der sie genau beobachtete, und gab vor, ein Gähnen zu unterdrücken. »Wirklich? Wieder in den Ruelle? Ich war schon so oft dort, dass es sich genauso gut um einen Bridge-Club für Damen handeln könnte. Du kennst doch bestimmt ein skandalöseres Etablissement?«

Matthew grinste. »Willst du etwa, dass ich dich zur Schenke zum Rasierten Werwolf bringe?«

Cordelia schlug ihn mit ihrem Muff. »So ein Lokal gibt es gar nicht. Ich weigere mich, das zu glauben.«

»Du kannst mir gern glauben, wenn ich dir sage, dass es nur wenige Orte gibt, die skandalöser sind als der Hell Ruelle – und darunter ist keiner, an den ich dich bringen und darauf hoffen könnte, dass James es mir je verzeiht«, erwiderte Matthew. »Die Braut des eigenen *Parabatai* zu korrumpieren, gilt nicht als schicklich.«

Darüber konnte Cordelia nun nicht mehr lachen. Sie fühlte sich plötzlich sehr müde. »Ach, Matthew, du weißt doch, dass es keine richtige Hochzeit ist«, sagte sie. »Es spielt keine Rolle, was ich tue – James wird es nicht interessieren.«

Matthew schien zu zögern. Cordelia hatte die Maskerade beendet, und das hatte ihn eindeutig getroffen. Allerdings verschlug es Matthew nie lange die Sprache.

»Es interessiert ihn durchaus«, sagte er, während die Kutsche in die Berwick Street einbog. »Vielleicht nicht auf die Art und Weise, wie alle annehmen. Außerdem glaube ich nicht, dass es sonderlich anstrengend wird, mit James verheiratet zu sein. Und es ist ja auch nur für ein Jahr, oder?«

Cordelia schloss die Augen. Das war die Vereinbarung, die sie und James getroffen hatten: ein Jahr Ehe, um ihrer beider Ruf zu retten. Danach würde Cordelia die Scheidung einreichen. Sie würden in gutem Einvernehmen auseinandergehen und Freunde bleiben.

»Ja«, antwortete sie. »Nur ein Jahr.«

Die Kutsche kam direkt unter einer Straßenlaterne zum Stehen, deren gelber Schein Matthews Gesicht beleuchtete. Cordelia spürte einen kleinen Stich im Herzen. Matthew wusste nur so viel von der Wahrheit wie alle anderen, James inbegriffen, doch irgendetwas blitzte in seinen Augen. Etwas, das sie einen Moment lang befürchten ließ, dass er über das letzte Puzzleteil Bescheid wusste – jenes Teil, das sie vor allen verborgen gehalten hatte. Sie könnte es nicht ertragen, bemitleidet zu werden. Sie könnte es nicht ertragen, wenn irgendjemand wüsste, wie verzweifelt sie James liebte und sich wünschte, dass die Ehe nicht nur eine Fassade wäre.

Matthew stieß die Tür der Kutsche auf und gab den Blick auf den Gehweg der Berwick Street frei, der unter dem geschmolzenen Schnee glänzte. Rasch sprang er aus der Kutsche, und nach einem kurzen Wortwechsel mit dem Kutscher streckte er Cordelia die Hand entgegen und half ihr ebenfalls hinunter.

Der Weg zum Hell Ruelle führte durch eine enge Gasse namens Tyler's Court. Matthew hakte Cordelias Arm unter, und dann stiefelten sie gemeinsam los.

»Dabei fällt mir ein«, sagte Matthew, »dass *wir* vielleicht die Wahrheit kennen, der Rest der Brigade dagegen nicht. Erinner dich nur daran, wie sie dir bei deiner Ankunft in London zugesetzt haben! Und jetzt heiratest du einen der begehrtesten Junggesellen des ganzen Landes, zumindest nach Ansicht dieses ein-

gebildeten Haufens. Schau dir bloß Rosamund Wentworth an. Sie ist losgezogen und hat sich mit Thoby Baybrook verlobt – nur um zu beweisen, dass du nicht die Einzige bist, die heiratet.«

»Wirklich?« Cordelia fand die Vorstellung höchst amüsant. Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, dass sie etwas mit Rosamunds überraschender Verlobung zu tun haben könnte. »Aber ich nehme doch an, dass es sich um eine Liebesheirat handelt.«

»Der Zeitpunkt der Bekanntgabe wirft jedenfalls Fragen auf – mehr will ich nicht dazu sagen.« Matthew winkte verächtlich ab. »Mir geht es darum, dass du dich genauso gut darüber freuen kannst, von ganz London beneidet zu werden. Jede, die dich am Anfang abfällig behandelt hat, jede, die wegen deines Vaters auf dich herabgesehen oder Gerüchte verbreitet hat, wird vor Neid platzen und sich wünschen, an deiner Stelle zu sein. *Genieße* es!«

Cordelia lachte leise. »Du findest wirklich immer die dekadenteste Lösung für ein Problem.«

»Ich glaube, dass die Dekadenz eine wertvolle Perspektive bietet, die immer in Betracht gezogen werden sollte.« Sie hatten den Eingang des Hell Ruelle erreicht und traten durch eine unscheinbare Tür in einen schmalen Flur mit schweren Wandteppichen. Allem Anschein nach war der Korridor bereits für Weihnachten dekoriert, obwohl bis zum Fest noch mehrere Wochen vergehen würden. Man hatte die Wandteppiche mit grünen Ästen geschmückt und diese wiederum mit weißen Rosen und roten Mohnblumen bestückt.

Durch ein Labyrinth kleiner Salons bahnten Cordelia und Matthew sich einen Weg in den achteckigen Hauptraum des Hell Ruelle. Auch dieser wirkte jetzt anders. In regelmäßigen Abständen ragten schimmernde Bäume auf, deren kahle Äste und Stämme weiß gestrichen und mit dunkelgrünen Kränzen und herabhängenden roten Glaskugeln dekoriert waren. Ein schillerndes Wandgemälde zeigte eine Waldszene: ein Gletscher, von einem Hain schneebedeckter Kiefern gesäumt. Eulen, die aus den Schatten zwischen den Bäumen hervorspähten. Eine schwarzhhaarige Frau mit dem Körper einer Schlange, die sich

um einen vom Blitz getroffenen Baum wand – die Schuppen ihres Körpers waren mit glänzender Goldfarbe wiedergegeben.

Im vorderen Bereich des Hauptraums schien Malcolm Fade, der Oberste Hexenmeister von London mit den violetten Augen, eine Gruppe von Feenwesen in einem komplizierten Tanz anzuführen.

Der Boden war mit etwas bedeckt, das Ähnlichkeit mit Schnee besaß, sich aber bei näherer Betrachtung als fein geschnittenes weißes Papier herausstellte, das von tanzenden Schattenweltlern in Wolken aufgewirbelt wurde. Natürlich tanzten nicht alle: Viele Gäste des Salons drängten sich an kleinen runden Tischen, die Hände um Kupferbecher mit Glühwein geschlossen. Ganz in der Nähe saßen ein Werwolf und ein Feenwesen zusammen und diskutierten über die irische Selbstverwaltung. Cordelia hatte schon immer über die Mischung aus Schattenweltlern gestaunt, die man im Hell Ruelle antraf. Feindschaften, die draußen in der Welt bestanden – wie beispielsweise zwischen Vampiren und Werwölfen oder den verschiedenen Feenhöfen –, schienen im Interesse der Kunst und Poesie zeitweilig aufgehoben zu sein. Sie konnte gut verstehen, warum es Matthew hier so gefiel.

»Sieh mal einer an, meine Lieblingsschattenjägerin!«, sagte eine vertraute, schleppende Stimme. Cordelia drehte sich um und erkannte Claude Kellington, einen jungen Werwolf-Musiker, der für das Unterhaltungsprogramm des Salons verantwortlich war. An seinem Tisch saß eine Fee mit langen blaugrünen Haaren, die Cordelia neugierig anstarrte. »Ich sehe, du hast Fairchild mitgebracht«, fügte Kellington hinzu. »Kannst du ihn bitte davon überzeugen, etwas unterhaltsamer zu sein? Er tanzt nie.«

»Claude, ich spiele eine entscheidende Rolle in deinem Programm«, entgegnete Matthew. »Ich bin das unersetzliche Element: das begeisterte Publikum!«

»Nun gut, dann bring mir mehr Künstler wie sie«, sagte Kellington und deutete auf Cordelia. »Falls du noch welche kennst.«

Unwillkürlich erinnerte sich Cordelia an die Darbietung, die Kellington so beeindruckt hatte: Sie hatte damals auf dem

Podium des Salons getanzt, und zwar auf so skandalöse Weise, dass sogar sie selbst darüber schockiert gewesen war. Jetzt bemühte sie sich jedoch, nicht zu erröten, sondern wie die weltgewandte Sorte von Frau zu erscheinen, die jederzeit bereit war, wie Salome zu tanzen.

Sie deutete mit dem Kinn in Richtung der geschmückten Äste. »Wird hier im Hell Ruelle Weihnachten gefeiert?«

»Nicht direkt.«

Cordelia drehte sich um und sah Hypatia Vex, die Gastgeberin des Salons. Obwohl die Räume Malcolm Fade gehörten, wurden die Gäste von Hypatia eingeladen. Und ohne ihre ausdrückliche Zustimmung würde niemand es je weiter als bis zur Tür schaffen.

Hypatia trug ein schimmerndes rotes Kleid und hatte eine in Gold getauchte Pfingstrose in die Fülle ihrer dunklen Haare gesteckt. »Wir feiern hier nicht Weihnachten. Natürlich können die Gäste in ihren eigenen vier Wänden tun und lassen, was sie wollen. Aber im Hell Ruelle erweisen wir im Dezember vielmehr der Schutzpatronin des Salons mit dem Festum Lamia unsere Ehrerbietung.«

»Der Schutzpatronin? Du meinst ... dir?«, fragte Cordelia.

In Hypatias unverwechselbaren Augen mit den sternförmigen Pupillen zeichnete sich ein Anflug von Belustigung ab. »Der kosmischen Schutzpatronin. Unsere Urahnin – von manchen ›Mutter aller Hexenmeister‹ genannt, von anderen ›Mutter aller Dämonen‹.«

»Ah!«, sagte Matthew. »Lilith! Jetzt, da du es erwähnt hast, fällt mir auch auf, dass die Dekoration mehr Eulen aufweist als üblich.«

»Die Eule ist eines ihrer Symbole«, bestätigte Hypatia und fuhr mit der Hand über Kellingtons Stuhllehne. »Während der ersten Tage der Erde hatte Gott eine Frau für Adam erschaffen. Ihr Name war Lilith. Aber da sie nicht bereit war, sich Adams Wünschen unterzuordnen, wurde sie aus dem Garten Eden verstoßen. Sie verbündete sich mit dem Dämon Samael und bekam mit ihm viele

Dämonenkinder, aus denen die ersten Hexenmeister hervorgingen. Das hat den Himmel so verärgert, dass er drei Racheengel – Sanvi, Sansanvi und Semangelaf – entsandte, um Lilith zu bestrafen. Die Engel nahmen ihr die Fruchtbarkeit und verbannten sie in das Reich Edom, eine von Nacht Kreaturen und Kreischeulen bevölkerte Einöde, wo sie noch immer lebt. Aber manchmal reicht sie Hexenwesen, die ihrer Sache treu dienen, eine helfende Hand.«

Natürlich kannte Cordelia den Großteil der Geschichte – wobei die drei Engel in den Legenden der Schattenjäger als Helden und Beschützer galten. Acht Tage nach der Geburt eines Schattenjägers wurde ein Ritual vollzogen: Die Brüder der Stille und die Eisernen Schwestern psalmodierten die Namen Sanvi, Sansanvi und Semangelaf und versahen das Kind dadurch mit einem Schutzzauber. Auf diese Weise wurde die Seele des Kindes verschlossen und wie eine Tür für jede Art von dämonischer Besitznahme oder Beeinflussung versperrt, hatte Sona Cordelia einmal erklärt.

Doch vermutlich war es besser, das jetzt nicht zu erwähnen, dachte sie.

»Matthew hat mir zwar einen Skandal versprochen«, sagte sie stattdessen, »aber ich nehme an, dass der Rat es nicht gern sieht, wenn Schattenjäger an Geburtstagsfeiern für namhafte Dämonen teilnehmen.«

»Es ist nicht ihr Geburtstag, sondern nur ein Festtag«, wandte Hypatia ein. »Wir glauben, dass sie zu dieser Zeit den Garten Eden verlassen hat.«

»Die roten Kugeln an den Bäumen ... das sind Äpfel«, erkannte Cordelia plötzlich. »Verbotene Früchte!«

»Uns im Hell Ruelle bereitet der Genuss verbotener Dinge großes Vergnügen«, erklärte Hypatia lächelnd. »Wir glauben, sie sind umso köstlicher, weil mit einem Tabu belegt.«

Matthew zuckte die Achseln. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass es dem Rat etwas ausmachen würde. Wir müssen Lilith ja nicht feiern oder etwas in der Art. Eigentlich handelt es sich doch nur um Dekor.«

Hypatia wirkte amüsiert. »Natürlich. Nichts anderes. Apropos ...«

Sie warf Kellingtons Feenbegleitung einen bedeutungsvollen Blick zu, die sich sofort erhob und Hypatia ihren Platz anbot. Hypatia setzte sich ohne Umschweife und breitete ihre Röcke um sich herum aus. Die Fee tauchte wieder in der Menge unter, während Hypatia fortfuhr: »Seit deinem letzten Besuch hier fehlt meine Pyxis, Cordelia Carstairs. Und soweit ich mich erinnere, war Matthew damals ebenfalls dabei. Deshalb frage ich mich, ob ich sie dir vielleicht irrtümlicherweise geschenkt habe?«

O nein! Cordelia dachte an die Pyxis, die sie vor Monaten gestohlen hatten und die während eines Kampfes mit einem Mandikhor-Dämon explodiert war. Sie schaute zu Matthew, doch der zuckte die Achseln und stibitzte einen Becher Glühwein vom Tablett eines vorbeigehenden Feenkellners. Cordelia räusperte sich. »Ich glaube, das ist tatsächlich der Fall. Wenn ich mich recht erinnere, hast du mir damals viel Glück für die Zukunft gewünscht.«

»Das Geschenk war nicht nur sehr zuvorkommend, es hat sich auch als außerordentlich nützlich erwiesen, um die Stadt London vor der Zerstörung zu bewahren«, fügte Matthew hinzu.

»Genau«, pflichtete Cordelia ihm bei. »Es hat eine maßgebliche Rolle gespielt – ein unverzichtbares Hilfsmittel, um eine verheerende Katastrophe zu verhindern.«

»Matthew Fairchild, du übst einen schlechten Einfluss auf unsere Cordelia hier aus. Sie hat inzwischen ein besorgniserregendes Ausmaß an Impertinenz entwickelt.« Hypatia wandte sich Cordelia zu, mit einem unergründlichen Ausdruck in ihren Sternenaugen.

»Ich muss sagen, es überrascht mich ein bisschen, dich heute hier anzutreffen. Ich hätte gedacht, dass eine Schattenjägerbraut den Abend vor ihrer Hochzeit damit verbringen würde, ihre Waffen zu schärfen oder lebensgroße Trainingspuppen zu enthaupten.«

Allmählich fragte Cordelia sich, warum Matthew sie in den Sa-

lon gebracht hatte. Niemand sollte den Abend vor seiner Hochzeit damit zubringen, sich von überheblichen Hexen verspotten zu lassen – wie interessant die Räumlichkeiten auch dekoriert sein mochten. »Ich bin keine gewöhnliche Schattenjägerbraut«, erwiderte sie kurz angebunden.

Hypatia lächelte nur. »Wenn du meinst«, sagte sie. »Ich glaube, hier sind ein paar Gäste, die dich erwarten.«

Cordelia warf einen Blick durch den Raum und entdeckte zu ihrer Überraschung zwei bekannte Gestalten an einem Tisch: Anna Lightwood, wie immer wunderschön, in einem eng anliegenden Gehrock und blauen Gamaschen. Und Lucie Herondale, die in ihrem elfenbeinfarbenen Kleid mit blauer Perlenstickerei hübsch und adrett wirkte. Sie winkte Cordelia energisch zu.

»Hast du sie eingeladen?«, wandte Cordelia sich an Matthew, der erneut seine Taschenflasche hervorgeholt hatte und sie gerade an die Lippen setzte. Als er feststellte, dass die Flasche leer war, verzog er das Gesicht und verstaute sie wieder in der Tasche. Seine Augen glitzerten.

»Ja«, bestätigte er. »Ich kann nicht bleiben, weil ich mich auf den Weg zu James' Party machen muss. Aber vorher wollte ich sicherstellen, dass du dich in guter Gesellschaft befindest. Die beiden wurden angewiesen, die ganze Nacht mit dir zu durchtanzen und -trinken. Viel Vergnügen!«

»Danke.« Cordelia beugte sich vor, um Matthew auf die Wange zu küssen – er roch nach Nelken und Brandy. Doch im letzten Moment drehte er ihr sein Gesicht zu, sodass ihre Lippen seinen Mund streiften. Cordelia wich hastig zurück und sah, dass sie von Kellington und Hypatia mit scharfen Augen beobachtet wurde.

»Bevor du gehst, Fairchild: Ich hab gesehen, dass dein Flachmann leer ist«, sagte Kellington. »Komm mit zur Bar, dann werde ich ihn dir auffüllen lassen ... Was immer du willst.«

Er betrachtete Matthew mit einem eigenartigen Gesichtsausdruck, der Cordelia an Kellingtons Miene nach ihrem Tanz erinnerte: eine Art hungriger Blick.

»Ich war noch nie in der Lage, das Angebot ›was immer du willst‹ auszuschlagen«, antwortete Matthew und ließ sich von Kellington in Richtung Bar führen. Cordelia überlegte, ob sie ihm etwas nachrufen sollte, entschied sich aber dagegen. Anna bedeutete ihr ohnehin, endlich zu ihr und Lucie an den Tisch zu kommen.

Cordelia verabschiedete sich von Hypatia und war auf halbem Weg durch den Raum, als ihr Blick auf etwas im Schatten fiel: zwei männliche Gestalten, die dicht beieinanderstanden. Mit einem Schlag wurde ihr klar, dass es sich um Matthew und Kellington handelte. Matthew lehnte an der Wand, und Kellington – der Größere der beiden – beugte sich über ihn.

Kellington hob die Hand und legte sie um Matthews Nacken; seine Finger gruben sich in Matthews weiches Haar.

Cordelia konnte gerade noch erkennen, wie Matthew den Kopf schüttelte, bevor weitere Leute auf die Tanzfläche strömten und ihr die Sicht versperrten. Als der Pulk vorbeigezogen war, sah sie, dass Matthew verschwunden war und Kellington mit finsterner Miene zur anderen Seite des Raums zurückkehrte, wo Hypatia saß. Cordelia fragte sich, was an dem Anblick sie so schockiert hatte. Schließlich wusste sie, dass Matthew sowohl Männer als auch Frauen liebte. Darüber hinaus war er unverheiratet und konnte seine eigenen Entscheidungen treffen. Trotzdem bereitete ihr Kellingtons Ausstrahlung Unbehagen. Sie hoffte, dass Matthew vorsichtig sein würde ...

Plötzlich legte ihr jemand eine Hand auf den Arm.

Cordelia wirbelte herum und sah sich einer Frau gegenüber: die Fee, die zuvor mit Kellington zusammengesessen hatte. Sie trug ein smaragdgrünes Samtkleid, und um ihren Hals funkelte eine Kette aus blauen Steinen.

»Verzeih die Störung«, sagte die Fee atemlos, als ob sie nervös wäre. »Bist du ... bist du das Mädchen, das vor ein paar Monaten für uns getanzt hat?«

»Ja«, antwortete Cordelia zögernd.

»Hab ich mir doch gedacht. Ich habe dein Gesicht wieder-

erkannt«, sagte die Fee und musterte sie eindringlich. »Ich habe deine Fertigkeiten sehr bewundert – und natürlich das Schwert. Gehe ich recht in der Annahme, dass es sich um Cortana handelt?« Den letzten Teil des Satzes flüsterte sie, als würde allein die Nennung des Namens Mut erfordern.

»Aber nein«, erwiderte Cordelia. »Es ist nicht echt. Nur eine gut gemachte Nachbildung.«

Die Fee starrte sie einen Moment lang an und brach dann in Gelächter aus. »Oh, das war sehr gut!«, sagte sie. »Ich vergesse manchmal, dass Sterbliche Witze machen ... eine Art Lüge, die aber lustig sein soll, stimmt's? Trotzdem würde jedes wahre Feenwesen die Arbeit von Wayland dem Schmied erkennen.« Bewundernd betrachtete sie das Schwert. »Schließlich ist Wayland, mit Verlaub gesagt, der größte noch lebende Metallarbeiter der Britischen Inseln.«

Diese Bemerkung ließ Cordelia stutzen. »*Lebende?*«, wiederholte sie. »Willst du damit sagen, dass Wayland der Schmied noch lebt?«

»Aber natürlich«, erwiderte die Fee und klatschte in die Hände.

Cordelia fragte sich, ob sie ihr gleich offenbaren würde, dass der Kobold mit dem Lampenschirm auf dem Kopf, der ziemlich betrunken in der Ecke saß, in Wahrheit Wayland der Schmied war.

Doch die Fee sagte nur: »Seit vielen Jahrhunderten ist keines seiner Werke in menschliche Hände gelangt. Aber man munkelt, dass er seine Schmiede unter einem Hügelgrab in den Berkshire Downs noch immer betreibt.«

»Tatsächlich«, sagte Cordelia und versuchte gleichzeitig, Anas Blick auf sich zu ziehen, in der Hoffnung, dass diese sie retten würde. »Wie faszinierend.«

»Falls du jemals daran gedacht hast, Cortanas Schöpfer kennenzulernen, könnte ich dich hinbringen. Vorbei am großen weißen Pferd, unter dem Hügel – für nur eine Münze und das Versprechen ...«

»Nein«, sagte Cordelia bestimmt. Vielleicht war sie tatsächlich so naiv, wie die Klientel des Hell Ruelle annahm, doch selbst sie wusste, wie man zu reagieren hatte, wenn ein Feenwesen einem einen Handel anbot: Man entfernte sich.

»Viel Vergnügen bei der Feier«, fügte sie hinzu, »aber ich muss jetzt weiter.«

Doch als Cordelia sich abwandte, sagte die Frau mit leiser Stimme: »Du musst keinen Mann heiraten, der dich nicht liebt.«

Cordelia erstarrte. Sie warf einen Blick über die Schulter. Die Fee sah sie an; ihr verträumter Gesichtsausdruck war verschwunden. Stattdessen wirkte sie verkniffen, scharf und wachsam.

»Es gibt auch andere Wege«, sagte die Frau. »Ich könnte helfen.«

Cordelia setzte eine unbeteiligte Miene auf. »Meine Freundinnen warten auf mich«, sagte sie und entfernte sich mit hämmerndem Herzen. Kurz darauf ließ sie sich gegenüber von Anna und Lucie auf einen Stuhl sinken, die sie jubelnd begrüßten. Doch Cordelias Gedanken waren ganz woanders.

Einen Mann, der dich nicht liebt. Woher konnte diese Fee das wissen?

»Daisy!«, sagte Anna. »Pass doch bitte auf! Wir machen schließlich gerade einen Riesenwirbel um dich.« Sie trank aus einem schlanken Glas Champagner. Und als sie mit einem Finger winkte, erschien ein weiteres Glas, das sie Cordelia reichte.

»Hurra!«, rief Lucie entzückt, bevor sie ihren Cidre und ihre Freundinnen wieder ignorierte, um stattdessen wie wild Sätze in ein Notizbuch zu kritzeln oder ziellos in die Ferne zu starren.

»Hat dich die Muse geküsst?«, fragte Cordelia, deren rasender Puls sich allmählich beruhigte. Die Fee hatte nur Unsinn geredet, ermahnte sie sich. Sie musste gehört haben, wie sich Hypatia mit Cordelia über ihre Hochzeit unterhalten hatte, und daraufhin beschlossen haben, die Zweifel auszunutzen, die jede Braut hegte. Wer hatte sich schließlich noch keine Sorgen gemacht, dass der Mann, den man heiraten würde, einen vielleicht nicht liebte? In Cordelias Fall mochte es zutreffen, aber insge-

heim befürchtete jedes Mädchen dieses Schicksal. Und Feenwesen verstanden sich darauf, die Ängste der Sterblichen auszunutzen. Das Ganze bedeutete gar nichts – es war nur ein reichlich durchsichtiger Versuch der Fee, von Cordelia das zu bekommen, was sie zuvor gefordert hatte: eine Münze und ein Versprechen.

Lucie winkte Cordelia mit einer tintenbefleckten Hand zu, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. »Hier gibt es *Unmengen* an Material«, sagte sie. »Hast du Malcolm Fade dort drüben gesehen? Ich finde seinen Mantel hinreißend. Ach ja, und ich habe den Beschluss gefasst, dass Lord Kincaid kein schneidiger Marineoffizier sein soll, sondern ein Künstler, dessen Arbeit in London verboten wurde. Er war deshalb gezwungen, nach Paris zu fliehen, wo er die schöne Cordelia zu seiner Muse macht und in den besten Salons willkommen geheißen wird.«

»Was ist mit dem Duke of Blankshire passiert?«, fragte Cordelia. »Ich dachte, die fiktive Cordelia stünde kurz davor, eine Herzogin zu werden.«

»Er ist gestorben«, erklärte Lucie und leckte sich ein wenig Tinte vom Finger. An ihrem Hals schimmerte eine vergoldete Kette. Inzwischen trug sie diese Kette mit dem schlichten goldenen Medaillon schon seit mehreren Monaten. Als Cordelia sie danach gefragt hatte, hatte Lucie gemeint, es handelte sich um ein altes Familienerbstück, das Glück bringen sollte. Cordelia konnte sich noch daran erinnern, wie das Medaillon in jener Nacht, in der James im Highgate Cemetery fast an dem Dämonengift gestorben wäre, golden in der Dunkelheit aufgeblitzt hatte. Dagegen konnte sie sich nicht daran erinnern, Lucie davor schon mit der Halskette gesehen zu haben. Vermutlich hätte sie ihr eine Erklärung abringen können. Doch da auch sie ihrer zukünftigen *Parabatai* bestimmte Dinge vorenthielt, konnte sie wohl kaum verlangen, alles über Lucies Geheimnisse zu erfahren – insbesondere über eine so unbedeutende Angelegenheit wie dieses Medaillon.

»Das klingt nach einem ziemlich tragischen Roman«, warf

Anna ein, während sie die Lichtreflexionen ihres Champagners im Glas bewunderte.

»O nein, keineswegs«, entgegnete Lucie. »Ich wollte nur nicht, dass die fiktive Cordelia an einen einzigen Mann gebunden ist. Ich möchte, dass sie Abenteuer besteht.«

»Nicht ganz die Geisteshaltung, auf die man am Vorabend einer Hochzeit hoffen dürfte, aber ich begrüße die Entscheidung trotzdem«, sagte Anna. »Ich hoffe doch sehr, dass auch du nach deiner Heirat weiterhin Abenteuer erleben wirst, Daisy.« Annas blaue Augen funkelten, als sie ihr Glas hob, um einen Toast auszubringen.

Lucie hob ebenfalls ihr Getränk: »Auf das Ende der Freiheit! Auf den Beginn einer vergnüglichen Gefangenschaft!«

»Unsinn«, sagte Anna. »Die Hochzeit einer Frau ist der Beginn ihrer Befreiung, Lucie.«

»Wie das?«, fragte Cordelia.

»Eine unverheiratete Dame befindet sich in den Augen der Gesellschaft in einem vorübergehenden Zustand und lebt in der Hoffnung, jeden Augenblick zu heiraten«, erklärte Anna. »Dagegen kann eine verheiratete Frau flirten, mit wem es ihr beliebt, ohne dadurch ihren Ruf zu schädigen. Sie kann sich frei bewegen – zum Beispiel kann sie zu meiner Wohnung und wieder nach Hause fahren.«

Lucie riss die Augen auf. »Willst du damit sagen, dass manche deiner Liebchaften verheiratete Frauen waren?«

»Ich sage sogar, in den meisten Fällen«, bestätigte Anna. »Es ist einfach so, dass eine verheiratete Frau größere Freiheiten genießt und eher tun kann, was sie will. Eine unverheiratete junge Frau darf ihr Haus kaum ohne Begleitung verlassen. Dagegen kann eine verheiratete Frau einkaufen, Vorträge besuchen, Freunde treffen ... Sie hat Dutzende von Gründen, mit einem schmeichelhaften Hut auf dem Kopf außer Haus zu gehen.«

Cordelia kicherte. Anna und Lucie gelang es einfach immer, sie aufzumuntern. »Und dir gefällt eine Dame mit einem schmeichelhaften Hut.«

Anna hob nachdenklich den Zeigefinger. »Eine Frau, die in

der Lage ist, einen Hut auszuwählen, der ihr wirklich steht, verwendet mit großer Wahrscheinlichkeit die gleiche Sorgfalt auf jede Schicht ihres Ensembles.«

»Was für eine tiefgründige Beobachtung«, sagte Lucie. »Stört es dich, wenn ich sie in meinem Roman verwende? Genau so etwas würde Lord Kincaid nämlich sagen.«

»Mach, was du willst, du diebische Elster«, sagte Anna. »Du hast sowieso schon die Hälfte meiner besten Weisheiten gestohlen.« Ihr Blick wanderte durch den Raum. »Habt ihr Matthew mit Kellington gesehen? Ich hoffe, das geht nicht wieder los.«

»Was war denn mit Kellington?«, fragte Lucie.

»Er hat Matthew vor ungefähr einem Jahr sehr unglücklich gemacht«, erklärte Anna. »Matthew neigt dazu, sich das Herz brechen zu lassen. Er scheint hoffnungslose Lieben zu bevorzugen.«

»Ach wirklich?« Lucie kritzelte erneut etwas in ihr Notizbuch. »Oje.«

»Seid begrüßt, verehrte Damen«, sagte ein großer junger Mann mit totenbleicher Haut und braunen Haaren, der plötzlich wie aus dem Nichts an ihrem Tisch aufgetaucht war. »Welche von euch strahlenden Schönheiten verlangt es danach, als Erste mit mir zu tanzen?«

Lucie sprang auf. »Ich werde mit dir tanzen«, sagte sie. »Du bist doch ein Vampir, oder?«

»Äh ... ja?«

»Famos! Lass uns tanzen, und du kannst mir währenddessen alles über den Vampirismus erzählen. Verfolgst du schöne Damen durch die Straßen von London, in der Hoffnung, einen Tropfen ihres vornehmen Bluts zu kosten? Weinst du, weil deine Seele verdammt ist?«

Die dunklen Augen des jungen Mannes huschten besorgt umher. »Eigentlich wollte ich nur Walzer tanzen«, sagte er, doch Lucie hatte bereits seinen Arm ergriffen und zog ihn auf die Tanzfläche. Die Musik schwoll an, während Cordelia und Anna die Gläser klingen ließen und lachten.

»Armer Edwin«, sagte Anna und betrachtete die Tanzenden.
»Er hat schwache Nerven – selbst unter günstigsten Umständen.
Und jetzt, Cordelia, erzählst du mir bitte in allen Einzelheiten
von den Hochzeitsplänen. Aber zuerst besorge ich uns noch et-
was Champagner.«



Alles, was vorüberrollt

Und wenn ihr einmal auf den Stufen eines Palastes, auf dem grünen Grase eines Grabens, in der traurigen Einsamkeit eures Gemaches erwachtet, der Rausch schon licht geworden oder verflogen ist, so fraget den Wind, die Woge, den Stern, den Vogel, die Uhr, alles, was flieht, alles, was seufzt, alles, was vorüberrollt, alles, was singt, alles, was spricht, fraget sie: »Welche Zeit ist es?« und der Wind, die Woge, der Stern, der Vogel, die Uhr werden euch antworten: »Es ist Zeit, sich zu berauschen! Um nicht die gequälten Sklaven der Zeit zu sein, berauschet euch; berauschet euch ohne Ende; mit Wein, mit Poesie oder mit Tugend, womit ihr wollt.«

*Charles Baudelaire, »Berauschet Euch«
(»Enivrez-vous«)*

»Pass auf, hinter dir!«, rief Christopher erschrocken, und James sprang hastig zur Seite. Zwei betrunkene Werwölfe, in ein wüstes Handgemenge verwickelt, stürzten an ihnen vorbei und landeten krachend auf dem Boden. Thomas hielt sein Glas über den Kopf, um es im Getümmel zu schützen.

James war unsicher gewesen, ob die Devil Tavern der richtige Ort für diese Party war, da er sich ohnehin mehrmals in der Woche dort aufhielt. Aber Matthew hatte darauf bestanden und angedeutet, dass er etwas ganz Besonderes arrangiert hätte.

James warf einen Blick auf das Chaos um ihn herum und seufzte innerlich. »Eigentlich hatte ich mir einen eher beschaulichen Abend vorgestellt.«

Bei ihrer Ankunft war es in der Devil Tavern noch nicht so turbulent zugegangen – es hatte nur die übliche heitere Betriebsamkeit geherrscht. James wäre vollauf damit zufrieden gewesen, sich wie immer nach oben in ihre Privaträume zurückzuziehen und mit seinen ältesten Freunden einfach einen entspannten Abend zu verbringen.

Matthew war jedoch sofort auf einen Stuhl gestiegen und hatte die Aufmerksamkeit sämtlicher Gäste auf sich gezogen, indem er mit seiner Stele gegen den Kronleuchter unter der Decke schlug und rief: »Freunde! Heute feiert mein *Parabatai*, James Jeremiah Jehoshaphat Herondale, seinen letzten Abend als unverheirateter Mann!«

Der gesamte Pub hatte gejohlt und gejubelt.

James hatte freundlich gewinkt, um seinen Gratulanten zu danken, doch allem Anschein nach war es damit nicht getan. Schattenweltler aller Art kamen herbei, um ihm die Hand zu schütteln, ihm auf die Schulter zu klopfen und alles Gute zu wünschen. Zu seiner Überraschung wurde James klar, dass er fast alle Anwesenden kannte – dass er viele von ihnen bereits als kleiner Junge gekannt hatte und sie ihn hatten aufwachsen sehen.

Da war Nisha, die »älteste Vampirin aus dem ältesten Teil dieser alten Stadt«, wie sie zu sagen pflegte. Dazu kamen Sid und Sid, die beiden Werwölfe, die sich ständig stritten, wer von ihnen »Sid« heißen durfte und wer deshalb »Sidney« sein musste. Oder das seltsame Grüppchen von Kobolden, die nur miteinander schwatzten, aber nie mit Außenstehenden, und die trotzdem anderen Gästen immer wieder mal aus heiterem Himmel einen Drink spendierten. Jetzt umringten sie James und forderten ihn auf, das Whiskyglas in seiner Hand zu leeren, damit er den Whisky trinken konnte, den sie ihm bestellt hatten.

Obwohl James die Welle von Gefühlsbekundungen aufrichtig rührte, fühlte er sich aufgrund der Umstände seiner Heirat

dadurch noch unbehaglicher. *In einem Jahr ist alles vorbei,* dachte er. *Wenn ihr das wüsstet, würdet ihr jetzt nicht feiern.*

Matthew war kurz nach seiner Rede die Treppe hinauf verschwunden und hatte seine Freunde inmitten der lärmenden Zecher zurückgelassen, die zu Ehren von James immer betrunken wurden. Und irgendwann war natürlich der unvermeidliche Moment gekommen, in dem Sid dem anderen Sid einen Kinnhaken verpasst hatte, worauf die Menge zu johlen begann – die eine Hälfte ermutigend, die andere spottend.

Thomas zog eine finstere Miene und nutzte seinen robusten Körperbau und seine beachtlichen Muskeln, um die drei in eine weniger überfüllte Ecke des Raums zu manövrieren.

»Danke, Thomas«, sagte Christopher, mit zerzausten braunen Haaren und einer Brille, die ihm in die Stirn gerutscht war. »Eigentlich sollte Matthews einzigartige Vorstellung ...«, er warf einen hoffnungsvollen Blick zur Treppe, »... jeden Moment beginnen.«

»Wenn Matthew etwas Einzigartiges geplant hat, ist es in der Regel schrecklich schön oder schön schrecklich«, sagte James. »Wollen wir wetten, was es diesmal wird?«

Christopher lächelte matt. »Laut Matthew handelt es sich um eine Darbietung von unerreichter Schönheit.«

»Das könnte alles sein«, meinte James und beobachtete, wie Polly, die Bardame, direkt ins Zentrum des Getümmels marschierte und die beiden Sids energisch voneinander trennte, während Pickles, der ortsansässige Kelpie, Wetten auf den Gewinner des Kampfes entgegennahm.

Thomas breitete seine bis dahin verschränkten Arme aus und verkündete: »Es ist eine Meerjungfrau.«

»Eine was?«, fragte James.

»Eine Meerjungfrau«, wiederholte Thomas. »Mit irgendeiner ... betörenden Meerjungfrauen-Nummer.«

»Eine von Matthews Freundinnen aus der Demimonde«, warf Christopher ein, sichtlich stolz darauf, das Wort »Demimonde« zu kennen. Zugegebenermaßen waren Matthews häu-

fige Stelldicheins mit Dichterinnen und Kurtisanen weit entfernt von Christophers Tinkturen und Reagenzgläsern oder Thomas' umfangreicher Bibliothek und intensivem Trainingsprogramm. Trotzdem wirkten beide erleichtert, das Geheimnis gelüftet zu haben.

»Was wird sie vorführen?«, fragte James. »Und ... vor allen Dingen wo?«

»In einem großen Wasserbehälter, hoffe ich doch«, antwortete Christopher.

»Was die Vorführung selbst angeht ...«, setzte Thomas an, »so handelt es sich um etwas Unkonventionelles mit Glöckchen, Kastagnetten und Schleiern. Nehme ich jedenfalls an.«

Christopher wirkte besorgt. »Werden die Schleier denn nicht nass?«

»Matthew meint, es wird ein unvergessliches Erlebnis«, fuhr Thomas fort, »von unerreichter Schönheit und so weiter.«

Intuitiv griff James nach dem silbernen Armband an seinem Handgelenk und fuhr mit den Fingern geistesabwesend über die Oberfläche. Nach all den Jahren nahm er dessen Existenz kaum noch wahr – Grace Blackthorn hatte ihm das Armband anvertraut, als er gerade einmal vierzehn Jahre alt gewesen war. Allerdings hatte er sich größte Mühe gegeben, nicht an Grace zu denken, während seine Hochzeit näher rückte.

Ein Jahr, dachte James. Er musste Grace noch für ein Jahr aus seinen Gedanken verbannen. Das war das Versprechen, das sie einander gegeben hatten. Und er hatte auch Cordelia versprochen, Grace nicht allein oder hinter ihrem Rücken zu treffen: Wenn jemand es herausfände, wäre Cordelia gedemütigt. Alle mussten denken, dass sie eine richtige Ehe führten.

Die Vorstellung, sich mit Cordelia zu verheiraten und dabei das Armband zu tragen, behagte ihm nicht. Er musste es ablehnen, sobald er wieder zu Hause war, ermahnte er sich. Das mochte zwar eine Kränkung gegenüber Grace bedeuten, doch wenn er es weiterhin trug, hätte er das Gefühl, Cordelia zu kränken. Schließlich hatte er den Entschluss gefasst, sein Eheverspre-

chen weder in Worten noch in Taten zu brechen. Er mochte zwar nicht in der Lage sein, sein Herz oder seine Gedanken zu beherrschen, doch das Armband konnte er abnehmen – so viel lag in seiner Macht.

Auf der anderen Seite des Schankraums kommandierte Polly ein kleines Team aus Wichteln herum. Sie hatten dort ein Podium aufgebaut, auf dem tatsächlich ein großer Glasbehälter mit Wasser stand. Zwei Wichtel rückten Kerzenständer zurecht, um für eine theatralische Beleuchtung zu sorgen. Die anderen huschten durch den Raum und räumten den Boden frei, um Platz für das Publikum zu schaffen.

Kurz darauf knarrte die Treppe, und Matthew stürmte herunter. In der verhangenen Wirtshausluft schimmerte sein helles Haar wie Kerzenlicht. Er hatte seine Jacke abgelegt und war in Hemdsärmeln, mit einer grün-blau gestreiften Weste darüber. Geschickt schwang er sich über das Treppengeländer, landete auf dem Podium, postierte sich neben dem Glasbehälter und hob die Hände, um für Ruhe zu sorgen.

Der Lärm hielt jedoch unvermindert an, bis der erste Sid seine massigen Fäuste über dem Kopf gegeneinanderschlug und brüllte: »He! Ruhe jetzt, oder ich zerquetsche euch die lausigen Schädel!«

»Genau!«, rief der andere Sid – anscheinend hatten sie ihre Differenzen beigelegt.

Murren erhob sich aus den Reihen der Gäste, und ein Werwolf in der Nähe murmelte: »Lausig! *Ich muss schon sagen!*« Doch schließlich kehrte Ruhe ein.

»Moment mal!«, flüsterte James. »Wie soll die Meerjungfrau überhaupt die Treppe hinunterkommen?«

Seine Freunde sahen ihn ratlos an. Dann meinte Christopher, der seine Brille zum Putzen abgenommen hatte: »Wie ist die Meerjungfrau überhaupt die Treppe hinaufgekommen?«

Thomas zuckte die Achseln.

»Guten Abend, Freunde!«, rief Matthew, woraufhin höflicher Applaus erklang. »Heute werden wir euch, zu Ehren eines lang-

jährigen Freundes der Devil Tavern, etwas wirklich Außergewöhnliches präsentieren. Freundlicherweise duldet ihr ja die Anwesenheit der Tollkühnen Gesellen schon seit mehreren Jahren ...«

»Wir dachten bloß, ihr Schattenjäger würdet hier eine Razzia durchführen und euch dabei ordentlich Zeit lassen«, warf Polly grinsend ein.

»Morgen wird sich einer von uns – der Erste von uns – auf den Weg ins Verderben machen und sich in das Heer der bedauernswerten verheirateten Tröpfe einreihen«, fuhr Matthew fort. »Deshalb wollen wir ihm heute Abend einen stilgerechten Abschied bereiten!«

Pfiffe und Jubel ertönten, Scherze hallten durch den Raum, und es wurde auf Tische getrommelt. In den vorderen Reihen erhoben sich ein Satyr und ein gedrungenes Wesen mit Hörnern und mimten eine unzüchtige Umarmung, bis jemand eine Wurst nach ihnen warf. Am Klavier stimmte einer der Kobolde eine heitere Melodie an, und Musik erfüllte die Devil Tavern. Matthew hielt sein Elbenlicht hoch, dessen Schein eine Gestalt beleuchtete, die die Treppe hinunterstieg.

James fragte sich gerade, ob dies das erste Mal war, dass jemand einen Elbenstein als Bühnenbeleuchtung verwendete, als ihm plötzlich klar wurde, was er da sah, und sein Verstand aussetzte. Christopher brachte einen erstickten Laut hervor, und Thomas riss die Augen auf.

Die Meerjungfrau hatte menschliche Beine. Sie waren lang und ziemlich wohlgeformt, wie James zugeben musste, und dazu locker von hauchdünnen Gewändern aus exotischen See-Gräsern umhüllt.

Doch leider war sie von der Taille aufwärts ein glotzügiger Fisch. Ihre Schuppen glänzten metallisch-silbern und reflektierten das Licht auf eine Weise, die fast, aber nicht ganz von ihren tellergroßen, stierenden gelben Augen ablenkte.

Die Zuschauer kannten kein Halten mehr. Sie jubelten und johlten doppelt so laut wie zuvor, und einer der Werwölfe heulte mit trauriger, sehnsüchtiger Stimme: »CLARIBELLA!«

»Darf ich vorstellen«, rief Matthew grinsend, »Claribella, die Meerjungfrau!«

Pfeifend und trommelnd bekundete das Publikum seine Zustimmung. James, Christopher und Thomas rangen nach Worten.

»Die Meerjungfrau ist umgekehrt«, sagte James, nachdem er seine Sprechfähigkeit wiedererlangt hatte – wenn auch vermutlich nicht vollständig.

»Matthew hat eine umgekehrte Meerjungfrau angeheuert«, pflichtete Thomas ihm bei. »Aber warum?«

»Ich frage mich, was für ein Fisch sie ist«, sagte Christopher. »Sind Meerjungfrauen eine bestimmte Art von Fisch? Ein Hai oder Hering oder so?«

»Ich hatte heute Räucherhering zum Frühstück«, sagte Thomas traurig.

Die umgekehrte Meerjungfrau begann mit der Leichtigkeit einer geübten Kabarett-Tänzerin die Hüften zu schwingen. Dazu öffnete und schloss sie ihren Mund im Rhythmus der Musik und schlug mit den kleinen Flossen zu beiden Seiten ihres Körpers.

Man musste Matthew zugutehalten, dass die übrigen Gäste der Devil Tavern aufrichtige Bewunderer von Claribella und ihrer Darbietung zu sein schienen. Nachdem sie ihren Tanz beendet hatte, zog sich Claribella hinter ihren Wasserbehälter zurück, unter anderem, um dort Schutz vor allzu leidenschaftlichen Verehrern zu suchen.

»Zugegeben: Sie hat einen gewissen Charme«, meinte Christopher und warf James einen hoffnungsvollen Blick zu. »Oder?«

»Wir hätten zur Rodelpartie der Pouncebys gehen sollen«, sagte James.

»Wie wäre es mit einem ruhigen Abend im Obergeschoss?«, schlug Thomas mitfühlend vor. »Ich werde uns einen Weg bahnen.«

Während sie Thomas durch die wogende Menge von Schattenweltern folgten, bemerkte Matthew sie. Er verkaufte gerade Tickets für Privatvorstellungen von Claribella; jetzt sprang er vom Podium.

»Auf dem Rückzug in die wunderbar tröstliche Einsamkeit?«, fragte Matthew und ergriff James' Arm. Er roch wie immer nach Eau de Cologne und Brandy und dazu ein wenig nach Rauch und Sägemehl.

»Ich gehe mit euch dreien nach oben«, erwiderte James. »Als ›Einsamkeit‹ würde ich das nicht bezeichnen.«

»Na, dann: Stille«, sagte Matthew. »*Liebkeusche Braut der ste-
ten Stille du, Du Pflegekind von Tag und Tag und Schweigen!*«

Als sie die Treppe erreichten, war Ernie, der Besitzer der Devil Tavern, gerade auf das Podium gesprungen und versuchte, mit Claribella zu tanzen. Doch da sie zwar zwei stummelartige Flossen, aber auch zwei Beine besaß, konnte sie sich ihm mit Leichtigkeit entziehen. Sie stürzte sich kopfüber in das Fass mit Gin, in dem Pickles, der Kelpie, residierte. Eine Sekunde später tauchte Claribella wieder auf und spie einen Schwall Gin aus, während Pickles entzückt wieherte.

Schließlich hatten die Freunde ihre privaten Räume im oberen Geschoss erreicht, und Thomas verriegelte die Tür hinter ihnen. Obwohl es kalt war und aus einer undichten Stelle in der Decke Wasser auf die verschlissenen Teppiche heruntertropfte, empfand James den Anblick trotzdem als einladend. Dies war das Hauptquartier der Tollkühnen Gesellen – ihr Unterschlupf, ihr Rückzugsort von der Welt und der einzige Ort, an dem James gerade sein wollte. Der Schnee fiel jetzt stärker und trieb in wirbelnden, weißen Böen gegen die Bleiglasfenster.

Während Thomas einen Topf holte, um das Wasser aufzufangen, kniete sich Christopher vor den Kamin und untersuchte die darin aufgestapelten Holzscheite, die der herabgefallene, inzwischen geschmolzene Schnee durchfeuchtet hatte. Nachdenklich zog er einen Gegenstand aus der Tasche: eine Metallröhre, die an einem kleinen Glaskolben befestigt war. Es handelte sich dabei um ein Spendergehäuse für einen chemischen Feueranzünder, den er in den letzten Wochen entwickelt hatte. Dann betätigte er einen Schalter, woraufhin sich die Flasche mit einem rosa Gas füllte. Im nächsten Moment ertönte ein kleiner Knall,

und aus dem Ende der Röhre schoss eine Stichflamme, die aber ebenso schnell wieder erlosch. Stattdessen breitete sich dichter schwarzer Rauch aus.

»Das hatte ich nicht erwartet«, sagte Christopher und versuchte, die Röhre mit einem Zipfel seines Taschentuchs zu verstopfen. James wechselte einen entnervten Blick mit Matthew, dann rannten sie zu den Fenstern und stießen sie hustend und nach Luft schnappend auf. Thomas nahm ein zerfleddertes Buch aus einem der Regale und versuchte, den Rauch in Richtung Fenster zu fächeln. Doch erst nachdem sie alle Fenster und Türen aufgerissen und mit allem gewedelt hatten, was zur Hand war, verflüchtigte sich der beißende Rauch allmählich. Nur ein stechender Gestank und eine schwarze Rußschicht auf sämtlichen Oberflächen zeugten von den Ereignissen.

Hastig schlugen sie die Fenster wieder zu, und Thomas ging in den Nebenraum, um trockenes Holz zu holen. Als Christopher erneut versuchte, das Feuer anzuzünden – dieses Mal jedoch mit gewöhnlichen Streichhölzern –, klappte es endlich. Zitternd drängten sich die vier um den runden Tisch in der Zimmermitte. Matthew ergriff James' Hände und rieb sie zwischen seinen eigenen.

»Tja, eine grandiose Art und Weise, den Abend vor deiner Hochzeit zu verbringen«, sagte er entschuldigend.

»Es gibt keinen Ort, an dem ich lieber wäre«, erwiderte James mit klappernden Zähnen. »Unter anderem deshalb, weil ihr als Einzige wisst, was es mit dieser Hochzeit wirklich auf sich hat.«

»Das befreit uns von der gängigen Erwartung, dass dieser letzte Abend unbedingt Spaß machen soll«, sagte Matthew. Er gab James' Hände frei, stellte vier Becher auf den Tisch, nahm die Brandyflasche und goss jedem ein.

Seine Worte klangen unbeschwert, aber in seiner Stimme lag eine gewisse Schärfe, und James fragte sich, wie viel Matthew schon getrunken hatte, bevor er zur Devil Tavern gekommen war.

»Den Stammgästen schien Claribellas Auftritt zu gefallen«, meinte Thomas.

»Hast du *gewusst*, dass sie eine umgekehrte Meerjungfrau ist?«, fragte Christopher, die blauvioletteten Augen in unschuldiger Neugier weit aufgerissen.

»Äh ... nicht direkt, nein«, antwortete Matthew und schenkte sich nach. »Ich meine, der Agent hat gesagt, sie wäre anders. Aber ich habe angenommen, dass er mir damit zu verstehen geben wollte, dass sie nicht die Hellste sei. Und ich wollte kein Snob sein.«

Thomas schnaubte.

»Vielleicht hättest du vor der Buchung ein persönliches Treffen verlangen sollen«, murmelte James und nahm einen Schluck aus seinem Becher. Der Brandy verteilte sich warm in seinem Inneren, während das Feuer, das jetzt prasselte, ihn von außen zu wärmen begann.

Er hatte seine Bemerkung als Witz gemeint, doch Matthew wirkte gekränkt. »Immerhin habe *ich* mich bemüht«, protestierte er und wandte sich an Thomas und Christopher: »Von euch habe ich jedenfalls keine großartigen Vorschläge für den heutigen Abend gehört.«

»Aber nur, weil du gesagt hast, du hättest alles geregelt«, widersprach Thomas.

»Das Wichtigste ist doch, dass wir alle zusammen sind«, warf Christopher hastig ein, beunruhigt wegen des möglichen Konflikts. »Und dass wir James pünktlich zur Zeremonie bringen.«

»Natürlich – weil der Bräutigam es ja kaum erwarten kann, endlich zu heiraten«, sagte Matthew gedehnt, woraufhin sich die vier besorgte Blicke zuwarfen. Sie stritten sich nur sehr selten und James und Matthew fast nie.

Sogar Matthew schien klar zu sein, dass seine Bemerkung allzu treffend gewesen war – die Wahrheit schimmerte durch sie hindurch wie weiße Knochen unter loser Erde. Er zog seine Taschenflasche aus dem Mantel und kehrte sie um, doch die kleine Flasche war leer. Genervt warf er sich aufs Sofa und blickte James mit glitzernden Augen an.

»Jamie«, sagte er. »Mein Herz. Mein *Parabatai*. Du musst das

nicht tun. Du musst es nicht durchziehen. Das weißt du doch, oder?»

Sowohl Christopher als auch Thomas saßen reglos da.

»Cordelia ...«, setzte James an.

»Cordelia will es vielleicht auch nicht«, sagte Matthew. »Eine Scheinheirat – bestimmt nicht das, wovon ein junges Mädchen träumt.«

James stand vom Tisch auf. Sein Herz schlug einen seltsamen Trommelwirbel in seiner Brust. »Cordelia hat für mich gelogen, um zu verhindern, dass mich der Rat wegen Brandstiftung, Sachbeschädigung und weiß der Erzengel was noch einsperrt. Sie hat ausgesagt, wir hätten die Nacht zusammen verbracht.« James' Ton war hart, jedes Wort klar und deutlich. »Ihr wisst, was das für eine Frau bedeutet. Sie hat ihren eigenen guten Ruf um meinetwillen zerstört.«

»Aber er ist nicht zerstört«, wandte Christopher ein. »Du ...«

»Ich habe ihr angeboten, sie zu heiraten«, sagte James. »Nein, das stimmt nicht: Ich habe ihr gesagt, dass wir heiraten werden. Denn Cordelia wäre in der Tat die Erste, die eine solche Verbindung ablehnen würde. Sie würde nicht wollen, dass ich etwas tue, wozu ich mich gezwungen fühle ... würde nicht wollen, dass ich mich ihretwegen unglücklich mache.«

»Tust du das denn?« Thomas' Blick wirkte klar und fest. »Dich für sie unglücklich machen?«

»Ich wäre unglücklicher, wenn ihr Ruf ruiniert wäre und ich die Schuld daran tragen würde«, antwortete James. »Ein Jahr Ehe mit Daisy ist ein geringer Preis für unser beider Rettung.« Er atmete tief durch. »Erinnert ihr euch denn nicht? Wir alle haben beteuert, dass es spaßig werden würde. Ein Jux.«

»Ich nehme an, je näher der Tag rückt, desto ernster erscheint einem die Situation«, sagte Christopher.

»Das wird kein Honigschlecken«, sagte Thomas. »Die Ehe-Runen, das Gelübde ...«

»Ich weiß«, erwiderte James und drehte sich zum Fenster. Der Schnee schien ganz London verschluckt zu haben. Mitten

in einer Welt aus Eis saßen sie in einem winzigen Kegel aus Licht und Wärme gefangen.

»Und Grace Blackthorn«, fügte Matthew hinzu.

Einen Moment lang herrschte Stille. Seit seiner und Cordelias Verlobungsfeier vor vier Monaten hatte keiner von ihnen Grace' Namen vor James ausgesprochen.

»Ehrlich gesagt weiß ich nicht, was Grace denkt«, erklärte James. »Sie hat sich nach der Verlobung sehr seltsam verhalten.«

Matthews Mund verzog sich. »Obwohl sie selbst bereits verlobt war und kein Recht hatte ...«

»Matthew«, sagte Thomas leise.

»Ich habe seit Monaten nicht mehr mit ihr gesprochen«, fuhr James fort. »Nicht ein Wort.«

»Du hast aber nicht vergessen, dass du für sie dieses Haus niedergebrannt hast, oder?«, fragte Matthew und füllte erneut seinen Becher auf.

»Nein«, sagte James angespannt. »Aber es spielt keine Rolle. Ich habe Daisy ein Versprechen gegeben, und dieses Versprechen werde ich halten. Falls ihr mich daran hindern wolltet, das Richtige zu tun, hättet ihr dieses Unterfangen etwas früher starten sollen als am Abend vor meiner Hochzeit.«

Erneut herrschte Stille im Raum. Die vier saßen schweigend da. Schnee rieselte gegen die Fenster und zerstob dort, sanft und weiß. James konnte sein eigenes Spiegelbild in der Glasscheibe sehen: die dunklen Haare, das blasse Gesicht.

Schließlich räusperte sich Matthew und meinte: »Natürlich hast du recht. Vielleicht liegt es nur daran, dass wir uns Sorgen machen ... Sorgen, dass du zu ehrlich bist, zu gutmütig. Denn auch Güte kann zu einer Klinge werden, an der man sich schneiden kann, genau wie Bösartigkeit.«

»So gutmütig bin ich nun auch wieder nicht«, erwiderte James und wandte sich vom Fenster ab ...

... und plötzlich waren das Zimmer und seine Freunde verschwunden. Er hatte das Gefühl zu fallen, für lange Zeit ins

Nichts zu stürzen, sich zu drehen und zu überschlagen, obwohl er zugleich still dastand.

Dann landete er auf einem harten Flecken Erdboden.

Nein, nicht jetzt – das kann einfach nicht sein. Doch als er sich aufrappelte, befand er sich in einer verwüsteten Einöde unter einem ascheverhangenen Himmel. *Das kann nicht sein*, dachte er erneut – er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie dieses Schattenreich auseinandergebrochen war, während Belial vor Wut heulte.

Bei seinem letzten Besuch hatte er beobachtet, wie Cordelia ihr Schwert in Belials Brust gestoßen hatte. Vor seinem inneren Auge erschien unaufgefordert ein Bild von Cordelia – wie sie mit erhobenem Schwert den Schlag ausführte, während ihr das Haar über die Schultern strömte, als wäre sie eine Göttin in einem Gemälde: *Die Freiheit führt das Volk*.

Und dann hatte die Welt sich klaffend geöffnet, der Himmel hatte sich geteilt, und rot-schwarzes Licht war auf die zerbröckelnde Erde gefallen. Und James hatte mit eigenen Augen gesehen, wie Belials Gesicht in sich zusammenfiel und sein Körper in tausend Teile zersplitterte.

Belial war nicht tot, doch Cortana hatte ihn so geschwächt, dass er – laut Jem – mindestens einhundert Jahre lang nicht würde zurückkehren können. Und seit diesem Moment war definitiv alles ruhig gewesen. James hatte weder seinen Großvater noch einen Schimmer vom Schattenreich seines Großvaters gesehen. Aber wer außer Belial hätte James jetzt hierherzerren können?

James wirbelte herum und kniff die Augen zusammen. Irgendetwas an diesem Ort, den er so oft in Träumen und Visionen gesehen hatte, war anders. Wo waren die ausgebleichenen Knochen, die Sanddünen, die verwachsenen, knorrigten Bäume? In weiter Ferne, auf der anderen Seite eines trostlosen, unkrautüberwucherten Geröllfelds, entdeckte er die Umrisse eines massiven Steinbaus: eine hoch aufragende Festung, die sich über der Ebene erhob.

Nur menschliche Hände – oder zumindest intelligente – konnten so etwas errichten. Aber in Belials trostlosem Reich hatte James nicht den geringsten Hinweis auf derartige Bauwerke gesehen.

Vorsichtig machte er einen Schritt vorwärts und spürte, wie die Luft wie eine Woge gegen seinen Körper prallte. Er war geblendet, sank keuchend auf die Knie und wurde in eine bodenlose Dunkelheit gerissen. Wieder raste er durch ein Nichts, drehte und überschlug sich, bis er unsanft auf einem harten Holzboden landete.

Er zwang sich auf die Ellenbogen und atmete den Gestank verbrannter Chemikalien ein, vermischt mit dem Geruch von feuchter Wolle. Noch bevor er wieder klar sehen konnte, hörte er Stimmen, Matthews lauter als die beiden anderen: »James? Jamie!«

James hustete schwach. Er schmeckte Salz und berührte seinen Mund mit den Fingerspitzen. Als er sie wieder wegnahm und betrachtete, schimmerten sie schwarz und rot. Hände ergriffen seine Handgelenke, zogen ihn grob hoch, ein Arm legte sich um seinen Rücken. Brandy und Eau de Cologne.

»Matthew«, krächzte er.

»Wasser«, sagte Christopher. »Haben wir Wasser?«

»Ich rühre das Zeug nie an«, erklärte Matthew und hievte James zum Sofa. Dann ließ er sich neben ihm nieder und musterte ihn so eindringlich, dass James trotz allem beinahe gelacht hätte.

»Matthew, es geht mir gut«, sagte er. »Außerdem weiß ich nicht, was du dir davon versprichst, in meinen Augapfel zu starren.«

»Ich habe Wasser geholt«, sagte Thomas, schob sich an Christopher vorbei und hielt James einen Becher entgegen. James' Hände zitterten so stark, dass der erste Schluck allerdings teils in seiner Luftröhre und teils auf seinem Hemd landete. Christopher schlug ihm auf den Rücken, bis er wieder Luft holen und richtig trinken konnte.

Zittrig stellte er den leeren Becher auf der Armlehne des Sofas ab. »Danke, Thomas.«

Im nächsten Moment wurde er von Matthew heftig umarmt. Matthews Finger drückten sich in seinen Hemdrücken, und seine kalte Wange lag an seiner. »Du bist schattenartig geworden«, sagte Matthew leise, »so als ob du verschwinden würdest – als hätte ich mir gewünscht, dass du nicht mehr da wärst, woraufhin du dich aufgelöst hast.«

James lehnte sich so weit zurück, dass er Matthew die Haare aus der Stirn streichen konnte. »Hast du dir denn gewünscht, dass ich nicht mehr da wäre?«, fragte er spöttisch.

»Nein. Aber manchmal wünsche ich mir, dass *ich* nicht mehr da wäre«, sagte Matthew im Flüsterton – und es kam höchst selten vor, dass Matthew etwas sagte, das er vollkommen ernst meinte, ohne Spott oder Ironie.

»Wünsch dir das nie«, sagte James und lehnte sich so weit zurück, dass er die beiden anderen Tollkühnen Gesellen und ihre besorgten Mienen sehen konnte. »Ich habe mich in einen Schatzen verwandelt?«

Thomas nickte. Matthew hatte sich jetzt gegen die Sofalehne sinken lassen; nur seine rechte Hand lag noch um James' Handgelenk, als wollte er sich vergewissern, dass James noch immer da war.

»Ich habe tatsächlich gedacht, dass dieser Mist endlich vorbei wäre«, räumte James ein.

»Das letzte Mal liegt Monate zurück«, sagte Christopher.

»Ich dachte, dass dir das nicht mehr passieren könnte«, sagte Thomas. »Und dass Belials Reich zerstört wäre.«

James betrachtete seine Freunde und wollte sie beruhigen – *Es hat nichts zu bedeuten; es könnte alle möglichen Gründe dafür geben; ich bin mir sicher, dass es nicht weiter wichtig ist* –, doch die Worte wollten ihm nicht über die Lippen kommen. Die Trostlosigkeit des Ortes war ihm noch immer zu nahe, der beißende Geschmack der Luft, der Anblick der in Rauch gehüllten Festung in der Ferne.

Jemand hatte gewollt, dass er das alles sah, dachte er. Und es war unwahrscheinlich, dass dieser Jemand es gut mit ihm meinte.

»Ich weiß«, sagte er schließlich. »Das habe ich auch gedacht.«

Die Luft im Freien war so kalt, dass sie zu schillern schien, während Cordelia beschwipst und kichernd aus der Institutskutsche kletterte und Lucie eifrig zum Abschied winkte. Cornwall Gardens lag dunkel hinter ihr, die Fensterläden waren geschlossen. »Danke für die Überraschungsparty«, rief sie noch und schloss den Wagenschlag. »Ich hätte nie gedacht, dass ich am Abend vor meiner Hochzeit mit Werwölfen Flohhüpfen spielen würde.«

»Glaubst du, sie haben geschummelt? Ich schon. Aber es hat trotzdem Spaß gemacht.« Lucie lehnte sich aus dem offenen Fenster und warf Cordelia eine dramatische Kuschhand zu. »Gute Nacht, meine Liebe! Morgen werde ich deine *Suggenes* sein! Wir werden Schwestern.«

Cordelia wirkte einen Moment besorgt. »Nur für ein Jahr.«

»Nein«, widersprach Lucie bestimmt. »Was auch immer passiert, wir werden für immer Schwestern sein.«

Cordelia lächelte, drehte sich dann um und machte sich auf den Weg ins Haus. Die Haustür hatte sich geöffnet, und Lucie konnte Alastair im Türrahmen sehen, der eine Lampe hochhielt – wie Diogenes, der einen ehrlichen Menschen suchte. Er nickte Lucie zu, bevor er die Tür hinter seiner Schwester ins Schloss drückte. Lucie klopfte an die Seite des Wagens, und Balios setzte sich wieder in Bewegung. Das Geräusch seiner Hufe klang auf dem schneebedeckten Untergrund wie gedämpfter Regen.

Seufzend sank Lucie in die blauen Seidenpolster zurück, plötzlich sehr müde. Es war ein langer Abend gewesen. Anna hatte sich ungefähr eine Stunde nach Mitternacht davongemacht, mit Lily, einer Vampirin aus Peking. Aber Lucie war standhaft geblieben: Sie wollte im Hell Ruelle bleiben, solange sich Cordelia amüsierte. Denn sie wusste, dass ihre Freundin sich vor dem nächsten Tag fürchtete – was sie ihr nicht verdenken konnte.

Obwohl es durchaus vorkam, dass Menschen aus allen möglichen Vernunftgründen heirateten und nicht aus Liebe, war das Ganze sehr dramatisch – selbst wenn es sich nur um ein vorübergehendes Arrangement handelte. Cordelia würde morgen ziemlich überzeugend Theater spielen müssen. Genau wie James.

»Einen Penny für deine Gedanken«, sagte eine leise Stimme. Lucie hob den Kopf und lächelte.

Jesse. Er saß ihr gegenüber, und sein Gesicht leuchtete im rosigen Licht der Kutschenlampe, das durch das Fenster hereinfiel. Lucie hatte sich darin geübt, nicht zusammenzuzucken, wenn er von einem Moment auf den anderen auftauchte. Seit sie sich vor vier Monaten wieder angefreundet hatten, hatte sie sich fast jede Nacht mit ihm getroffen.

Er sah immer gleich aus, wurde keinen Zentimeter größer und bekam keine längeren Haare. Außerdem trug er stets dieselbe schwarze Hose und dasselbe weiße Hemd. Seine Augen leuchteten wie immer dunkelgrün – wie Grünspan auf einer angelauten Münze.

Und seine Anwesenheit gab ihr jedes Mal das Gefühl, als würden zarte Fingerspitzen ihren Rücken hinaufwandern. Die Empfindung ließ sie frösteln und wärmte sie zugleich.

»Ein Penny ist sehr wenig«, sagte sie in bemüht unbeschwerstem Tonfall. »Meine Gedanken sind hochinteressant und sollten deutlich mehr wert sein.«

»Ein Jammer, dass ich völlig pleite bin«, sagte er und deutete auf seine leeren Taschen. »Hast du dich im Hell Ruelle gut amüsiert? Annas Aufmachung ist einfach spektakulär. Ich wünschte, sie könnte mich in Sachen Westen und Gamaschen beraten – aber du weißt ja ...« Er hob die Arme und zeigte auf seine immer gleich bleibende Kleidung.

Lucie schenkte ihm ein Lächeln. »Hast du dich auch dort herumgedrückt? Ich habe dich gar nicht gesehen.«

Es kam selten vor, dass sie Jesse nicht bemerkte, wenn er sich mit ihr in einem Raum aufhielt. Vor vier Monaten hatte er seinen letzten Atemzug hergegeben – einst eingefangen in dem

goldenen Medaillon, das sie jetzt um den Hals trug –, um James das Leben zu retten. Lucie hatte sich danach Sorgen gemacht, dass Jesse nach diesem Verlust verblasen oder womöglich ganz verschwinden würde. Doch obwohl er weiterhin aufreizend immateriell blieb, war er noch immer sehr sichtbar, wenn auch nur für sie.

Jetzt lehnte er den dunklen Kopf an die blau-goldenen Polster. »Ich habe kurz vorbeigeschaut, um sicherzugehen, dass du wohlbehalten im Ruelle ankommst. Abends treiben sich in der Berwick Street viele zwielichtige Gestalten herum: Schwindler, Langfinger, Tunichtgute ...«

»Tunichtgute?« Lucie war begeistert. »Das klingt nach einem Begriff für *Die schöne Cordelia*.«

»Apropos!« Er zeigte mit einem anklagenden Finger auf sie. »Wann darf ich es endlich lesen?«

Lucie zögerte. Sie hatte ihm gestattet, einige ihrer früheren Romane zu lesen – zum Beispiel *Die heimliche Prinzessin Lucie wird vor ihrer schrecklichen Familie bewahrt*, was ihm sehr gefallen hatte, insbesondere die Figur des grausamen Prinzen James. Aber *Die schöne Cordelia* war etwas anderes. »Ich muss den Inhalt noch ein wenig aufpolieren«, sagte sie. »Das ist unerlässlich. Romane müssen auf Hochglanz poliert werden – wie Diamanten.«

»Oder Schuhe«, erwiderte Jesse trocken. »Ich habe darüber nachgedacht, selbst einen Roman zu schreiben. Er soll von einem Geist handeln, der sich sehr, sehr langweilt.«

»Vielleicht solltest du lieber über einen Geist schreiben, der eine sehr treu ergebene Schwester und eine sehr treu ergebene ... Freundin hat, die viel Zeit darauf verwenden herauszufinden, wie man es anstellt, dass er kein Geist mehr ist«, schlug Lucie vor.

Jesse schwieg. Eigentlich hatte sie ihn damit zum Lachen bringen wollen, doch sein Blick wirkte plötzlich ernst. Wie seltsam, dass die Augen immer das Fenster zur Seele darstellten, sogar bei einem Geist. Lucie wusste genau, dass Jesse eine Seele hatte. Und dass diese Seele so lebendig war wie jedes andere Lebewe-

sen und sich nichts mehr wünschte, als wieder frei in der Welt zu existieren – statt zu einer Halb-Existenz verurteilt zu sein, mit einem Bewusstsein, das sich nur nachts einstellte.

Jesse schaute aus dem Fenster. Sie überquerten gerade Piccadilly Circus, der zu so später Stunde fast menschenleer war. Die Eros-Statue in der Mitte war leicht mit Schnee bestäubt, und auf den darunterliegenden Stufen schlief ein einsamer Landstreicher. »Mach dir nicht zu viel Hoffnung, Lucie. Manchmal ist Hoffnung gefährlich.«

»Hast du das auch Grace gesagt?«

»Sie will es nicht hören. Kein Wort. Ich ... ich will nicht, dass du enttäuscht wirst.«

Lucie streckte eine Hand aus, noch immer in ihrem blauen Glacéhandschuh. Jesse schien sie im schwachen Spiegelbild zu beobachten, das sich an der Innenseite des Fensters abzeichnete – obwohl er sich selbst natürlich nicht sehen konnte. Vielleicht war es ihm so lieber.

Er drehte seine Hand, sodass die Handfläche nach oben zeigte. Lucie zog ihren Handschuh aus und legte ihre Finger leicht auf Jesses. *Oh*. Ihn zu spüren ... Seine Hand war kühl, aber leicht immateriell, wie die Erinnerung an eine Berührung. Und doch sandte die Empfindung Funken durch Lucies Adern – sie konnte sie förmlich sehen, wie Glühwürmchen im Dunkeln.

Sie räusperte sich. »Mach dir keine Sorgen, dass ich enttäuscht werden könnte. Ich bin wahnsinnig beschäftigt ... mit wichtigen Dingen. Und morgen muss ich eine Hochzeit ausrichten.«

In dem Moment wandte er ihr das Gesicht zu und lächelte fast widerstrebend. »Du bist also die Einzige, die diese Hochzeit ausrichtet?«

Lucie warf den Kopf zurück, sodass die Blumen auf ihrem Hut bebten. »Die Einzige, die etwas davon versteht.«

»In der Tat! Ich erinnere mich an die Szene in *Die heimliche Prinzessin Lucie wird vor ihrer schrecklichen Familie bewahrt*, in der Prinzessin Lucie den grausamen Prinzen James in der Kunst des Blumenarrangierens besiegt.«

»James hat sich über dieses Kapitel maßlos geärgert«, berichtete Lucie mit einer gewissen Genugtuung. Licht schien in die Kutsche hinein, während sie an einer Straßenlaterne vorüberrollten. Auf dem Gehweg passierte ein einzelner Polizist auf seinem einsamen Rundgang den Eingang des Haymarket Theatre mit seinen korinthischen Säulen.

Lucie konnte Jesses Hand nicht mehr unter ihren Fingern spüren. Sie blickte nach unten und sah, dass ihre Hand auf nichts zu ruhen schien – offenbar war Jesse jetzt vollständig immateriell. Lucie runzelte die Stirn. Doch er hatte seine Finger bereits zurückgezogen, und sie musste sich fragen, ob sie sich das alles nur eingebildet hatte.

»Ich nehme an, du wirst Grace morgen treffen«, sagte Jesse. »Die Hochzeit scheint ihr nichts auszumachen, und offenbar wünscht sie deinem Bruder alles Gute.«

Lucie fragte sich, ob das stimmte. Grace war ein Thema, über das Jesse und sie nur oberflächlich sprechen konnten. Sie sah die beiden Geschwister nie zur gleichen Zeit, da Jesse tagsüber bewusstlos dalag und es für Grace schwierig war, nachts von den Bridgestocks und Charles wegzukommen. Jesse besuchte Grace regelmäßig, doch sie erzählte Lucie nie etwas über diese Gespräche. Obwohl Grace und Lucie gemeinsam an Jesses Rettung arbeiteten, war ihnen das Thema seines gegenwärtigen Zustands unangenehm.

Jesse schien zu verstehen, dass Grace sich mit Charles verlobt hatte, um vor Tatianas Einfluss geschützt zu sein, und dass James und Cordelia heirateten, um Cordelias Ruf zu retten. Er schien ihr Handeln sogar gutzuheißen. Trotzdem hegte Jesse eine starke, beschützerische Liebe für seine Schwester, und Lucie war nicht danach, mit ihm über ihre Befürchtung zu sprechen, dass Grace James möglicherweise das Herz gebrochen hatte.

Erst recht nicht, solange sie noch auf Grace' Hilfe angewiesen war.

»Nun, das freut mich«, sagte sie schnell. Kurz darauf passierten sie die Shoe Lane und rollten schließlich durch das eiserne

Tor in den Innenhof des Instituts. Über ihnen erhob sich die Kathedrale, dunkel und imposant vor dem Himmel. »Wann ... wann werde ich dich wiedersehen?«

Sofort bereute Lucie ihre Frage. Jesse tauchte regelmäßig auf und ließ nur selten mehr als eine Nacht zwischen ihren Treffen aus. Sie sollte ihn wirklich nicht unter Druck setzen.

Jesse lächelte ein wenig traurig. »Ich wünschte, ich könnte bei der Hochzeit dabei sein. Wirklich ein Jammer. Ich würde dich nämlich gern in deinem *Suggenes*-Kleid sehen. Das Gewebe schimmerte wie die Flügel eines Schmetterlings.«

Obwohl Lucie ihm den Stoff gezeigt hatte – changierende pfirsich-lavendelfarbene Seide –, überraschte es sie, dass er sich daran erinnerte.

Im Institut gingen Lichter an, und Lucie wusste, dass ihre Eltern gleich erscheinen würden, um sie zu begrüßen. Sie rückte von Jesse ab und griff gerade nach ihrem abgestreiften Handschuh, als die Eingangstür des Instituts auch schon aufschwang und warmes, gelbes Licht auf die Steinplatten fiel.

»Vielleicht morgen Abend ...«, setzte sie an, doch Jesse war bereits verschwunden.

GRACE:
1893–1896

Vor vielen Jahren war sie jemand anderes gewesen, daran erinnerte sie sich. Ein anderes Mädchen, wenn auch mit denselben schmalen Handgelenken und weißblonden Haaren. Während ihrer Kindheit hatten ihre Eltern sich mit ihr hingesezt und ihr erklärt, dass sie drei – und alle in ihrem Umfeld – keine gewöhnlichen Menschen waren, sondern die Nachkommen von Engeln. Nephilim, dazu verpflichtet, die Welt vor den Monstern zu schützen, die sie bedrohten. Schon solange das Mädchen sich erinnern konnte, trug es eine Zeichnung auf dem Handrücken, die an ein Auge erinnerte. Ihre Eltern hatten das Auge dort aufgetragen. Es zeigte, dass sie zu den Schattenjägern gehörte, und erlaubte ihr, Monster zu sehen, die für andere unsichtbar waren.

Eigentlich hätte sie in der Lage sein müssen, sich zumindest an die Gesichtszüge ihrer Eltern zu erinnern und an das Haus, in dem sie gewohnt hatten – immerhin war sie sieben Jahre alt gewesen. Und sie hätte sich auch daran erinnern müssen, wie sie sich in dem Saal in Alicante gefühlt hatte, nachdem ein Haufen fremder Erwachsener zu ihr gekommen war und ihr mitgeteilt hatte, dass ihre Eltern tot seien.

Stattdessen hatte dieser Moment das Ende jeder Gefühlsregung bedeutet. Das Mädchen, das sie vor dem Betreten des Saals gewesen war, existierte nicht mehr.

Zuerst hatte das Mädchen angenommen, dass man sie zu anderen Mitgliedern ihrer Familie schicken würde, obwohl ihre Eltern kaum Kontakt zu ihnen gehabt hatten und sie Fremde waren. Stattdessen wurde sie jedoch zu einer ganz anderen Fremden geschickt. Auf einmal war sie eine Blackthorn. Eine Kutsche aus Ebenholz, schwarz und glänzend wie ein Konzert-

flügel, hatte sie abgeholt und war mit ihr durch die sommerlichen Felder von Idris bis zum Brocelind-Wald und schließlich durch kunstvolle, filigran gearbeitete Eisentore gerollt: Blackthorn Manor, ihr neues Zuhause.

Der Umzug von einem bescheidenen Haus im unteren Teil Alicantes zum Familiensitz einer der ältesten Schattenjägerfamilien musste für das Mädchen ein Schock gewesen sein. Doch die Erinnerung daran war, wie eigentlich fast alle Erinnerungen an ihr altes Elternhaus – wie so vieles andere –, vollständig verschwunden.

Ihre neue Mutter war seltsam. Zuerst war sie freundlich, beinahe zu freundlich. Manchmal legte sie unvermittelt die Arme um die Taille des Mädchens und drückte es an sich. »Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal eine Tochter haben würde«, murmelte sie verwundert, als würde sie mit jemandem im Raum sprechen, den das Mädchen nicht sehen konnte. »Und noch dazu eine mit einem so hübschen Namen. Grace.«

Grace.

Tatiana Blackthorn war auch in anderer Hinsicht seltsam – auf beängstigendere Weise. Zum Beispiel unternahm sie nichts, um das Haus in Idris instand zu halten oder dessen Verfall zu verhindern. Ihre einzige Angestellte war eine sauertöpfische, schweigsame Dienstmagd, die Grace selten zu Gesicht bekam. Manchmal war Tatiana liebenswürdig. Doch bei anderen Gelegenheiten erging sie sich in einer bitteren, endlosen Litanei von Beschwerden, die sich gegen ihre Brüder, gegen andere Schattenjägerfamilien und gegen Schattenjäger im Allgemeinen richtete. Sie waren für den Tod ihres Mannes verantwortlich, und wenn es nach Tatiana ging, konnte der ganze Haufen geschlossen zum Teufel gehen.

Grace war dankbar, dass jemand sie aufgenommen hatte, war froh, eine Familie und einen Ort zu haben, an den sie gehörte. Doch es war ein eigenartiger Ort. Ihre Mutter war nur schwer greifbar und ständig in unbeleuchteten, verborgenen Winkeln des Herrenhauses mit irgendeiner seltsamen Magie beschäftigt.

Und es wäre ein sehr einsames Leben gewesen, wenn es Jesse nicht gegeben hätte.

Er war sieben Jahre älter als sie und freute sich, eine Schwester zu haben. Er war ruhig und freundlich, las ihr vor und half ihr, im Garten Blumenkränze zu winden. Grace bemerkte, dass er eine ausdruckslose Miene aufsetzte, sobald ihre Mutter über ihre Feinde, ihre Rachegedanken sprach.

Wenn es überhaupt etwas auf der Welt gab, das Tatiana Blackthorn liebte, dann war das Jesse. Während sie bei Grace kritisch und freigiebig mit Klapsen und Kniffen sein konnte, erhob sie gegen Jesse niemals die Hand. Grace fragte sich, ob es daran lag, dass Jesse ein Junge war, oder daran, dass er Tatanas leibliches Kind war und Grace nur ein Mündel, das sie aufgenommen hatte.

Die Antwort spielte keine große Rolle. Solange Grace Jesse hatte, brauchte sie die Zuneigung ihrer Mutter nicht. Er war ihr ein Gefährte, wenn sie dringend einen brauchte, und so viel älter, dass er ihr fast erwachsen vorkam.

Es war gut, dass sie einander als Gesellschaft hatten, denn sie verließen das Gelände des Herrenhauses nur dann, wenn sie ihre Mutter auf ihren kurzen Reisen nach Chiswick House begleiteten – ein großes, steinernes Anwesen in England, das Tatiana ihren Brüdern vor fünfundzwanzig Jahren abgetrotzt hatte und jetzt eifersüchtig hütete. Obwohl Chiswick House in der Nähe von London lag und somit von großem Wert war, schien Tatiana entschlossen zu sein, es ebenfalls verfallen zu lassen.

Grace war immer erleichtert, wenn sie nach Idris zurückkehrten. Die Nähe zu London erinnerte sie zwar nicht direkt an ihr altes Leben – das sich in Schatten und Träume verwandelt hatte –, doch sie rief ihr ins Gedächtnis, dass sie eine Vergangenheit hatte, dass sie nicht immer zu Jesse, Tatiana und Blackthorn Manor gehört hatte. Und wozu sollte das gut sein?

Eines Tages hörte Grace ein seltsam dumpfes Geräusch aus dem Zimmer über ihrem. Als sie sich – eher aus Neugier denn aus

Sorge – aufmachte, um herauszufinden, was da vor sich ging, musste sie schockiert feststellen, dass der Urheber des Lärms Jesse war. Er hatte in einem der hohen, luftigen Räume im obersten Geschoss des Herrenhauses mit ein paar Strohbällen und einem Tuch aus Sackleinen einen provisorischen Messerwurfstand eingerichtet. Die Räume mussten von den früheren Bewohnern des Hauses als Fecht- und Trainingssäle genutzt worden sein, doch ihre Mutter bezeichnete sie immer nur als »die Ballsäle«.

»Was machst du da?«, fragte Grace aufgebracht. »Du weißt doch, dass wir nicht so tun sollen, als ob wir Schattenjäger wären.«

Jesse ging zu einem der Strohbälle und zog ein Messer heraus. Erstaunt stellte Grace fest, dass er sein Ziel sehr genau getroffen hatte. »Wir tun nicht so als ob, Grace. Wir *sind* Schattenjäger.«

»Durch unsere Geburt, sagt Mama. Aber nicht, weil wir es uns ausgesucht haben«, wandte sie vorsichtig ein. »Schattenjäger sind Bestien und Mörder, sagt sie. Und wir dürfen uns nicht mit Waffen befassen.«

Ihr Bruder ging in Position, um das Messer erneut zu werfen. »Und dennoch leben wir in Idris, einem geheimen Land, das nur für Schattenjäger gegründet wurde und von dem nur Schattenjäger wissen. Du trägst ein Runenmal. Und ich ... sollte das eigentlich auch.«

»Jesse«, sagte Grace langsam. »Ist es dir wirklich so wichtig, ein Schattenjäger zu sein? Mit Stöcken gegen Dämonen zu kämpfen und all das?«

»Dazu bin ich geboren«, erwiderte er mit gerunzelter Stirn. »Ich trainiere und bilde mich seit meinem achten Lebensjahr selbst aus – hier auf dem Speicher liegen überall Waffen und Trainingsanleitungen herum. Und du bist ebenfalls dazu geboren.«

Grace zögerte, und plötzlich zeichnete sich vor ihrem inneren Auge eine ihrer seltenen Erinnerungen ab: ihre Eltern, die

Messer gegen ein Brett schleuderten, das in ihrem kleinen Haus in Alicante an der Wand hing. Sie hatten gegen Dämonen gekämpft. So hatten sie gelebt, und so waren sie gestorben. Bestimmt war das nicht alles reine Dummheit gewesen, wie Tatiana behauptete. Bestimmt war es kein bedeutungsloses Leben.

Jesse bemerkte ihren sonderbaren Gesichtsausdruck, drängte sie aber nicht dazu, ihm zu erzählen, was sie beschäftigte. Stattdessen argumentierte er weiter: »Was wäre, wenn wir eines Tages von Dämonen angegriffen werden? Jemand müsste unsere Familie beschützen.«

»Wirst du mich auch ausbilden?«, fragte Grace plötzlich. Und als ihr Bruder lächelte, brach sie in Tränen aus – überwältigt von dem Gefühl, dass sich jemand um sie kümmerte. Dass jemand sich um sie sorgte. Dass sie Teil von etwas war, das größer war als sie selbst.

Sie begannen mit den Messern. Zwar wagten sie nicht, tagsüber zu trainieren. Doch wenn ihre Mutter schlief, war sie weit genug entfernt, um die dumpfen Geräusche der auftreffenden Messerklingen nicht zu hören. Grace erwies sich zu ihrer eigenen Überraschung als ziemlich geschickt und lernte schnell. Nach ein paar Wochen gab Jesse ihr einen Jagdbogen und einen Köcher aus wunderschönem rotem Leder. Obwohl er sich entschuldigte, weil die Sachen nicht neu waren, wusste Grace, dass er sie auf dem Speicher gefunden und Wochen damit zugebracht hatte, sie für sie zu reinigen und zu reparieren. Dieses Wissen bedeutete ihr mehr als jedes teure Geschenk.

Kurz darauf begannen sie mit dem Unterricht im Bogenschießen. Dieses Vorhaben war allerdings wesentlich gefährlicher, da man sich mitten in der Nacht ins Freie schleichen musste, um beim alten Schießstand zu trainieren, der weit hinter dem Haus lag, fast an der Mauer. Grace legte sich voll bekleidet ins Bett und wartete, bis der Mond durch ihr Fenster schien. Dann stieg sie die dunkle, unheimliche Treppe hinunter und schloss sich ihrem Bruder an. Jesse war ein geduldiger Lehrer, sanft und er-

mutigend. Sie hatte nie darüber nachgedacht, wie es wäre, einen Bruder zu haben. Doch jetzt hatte sie einen, und dafür war sie jeden Tag aufs Neue dankbar – eine ganz andere Form als diese pflichtbewusste Dankbarkeit, wie sie sie gegenüber ihrer Mutter empfand.

Bevor sie zu Tatiana gekommen war, hatte Grace nicht gewusst, was für ein starkes Gift Einsamkeit sein konnte. Doch im Laufe der Monate war ihr klar geworden, dass die Einsamkeit ihre Stiefmutter in den Wahnsinn getrieben hatte. Grace wollte Tatiana lieben, aber ihre Mutter ließ nicht zu, dass sich irgendeine Art von Liebe entwickeln konnte. Ihre Einsamkeit hatte sie so sehr verändert, dass sie sich vor der Liebe fürchtete und jegliche Zuneigung zurückwies – mit Ausnahme von Jesses. Nach und nach begriff Grace, dass Tatiana nicht ihre Liebe wollte, sondern nur ihre Loyalität.

Allerdings musste Grace ihre Liebe irgendwohin dirigieren, da sie sonst bersten würde wie ein Fluss, der einen Damm sprengt. Deshalb richtete Grace all ihre Liebe auf ihren Bruder: Jesse, der ihr Französisch beibrachte, wie man auf Bäume kletterte. Jesse, der jeden Abend bei ihr am Bett saß und ihr Bücher vorlas, die so unterschiedlich waren wie die *Aeneis* von Vergil oder *Die Schatzinsel*.

Sobald ihre Mutter mit anderen Dingen beschäftigt war, trafen sich Grace und Jesse im ungenutzten Arbeitszimmer am Ende des Korridors, mit den deckenhohen Bücherregalen und mehreren alten Sesseln. Auch die Lektüre der Bücher gehörte laut Jesse zu ihrer Ausbildung; also lasen sie gemeinsam. Grace hatte nie begriffen, warum Jesse so nett zu ihr war. Sie vermutete, dass er vielleicht von Anfang an verstanden hatte, dass er und sie ihre einzigen wahren Verbündeten waren und dass ihr Überleben voneinander abhing. Einzeln würden sie möglicherweise in den gleichen Abgrund stürzen, der ihre Mutter verschlungen hatte. Aber gemeinsam konnten sie es vielleicht sogar zu etwas bringen.

Als Grace zehn Jahre alt war, überzeugte Jesse seine Mutter,

ihm endlich ein Runenmal zu erlauben. Schließlich sei es ungerrecht, in Idris zu leben, ohne wenigstens eine *Voyance*-Rune für das Zweite Gesicht zu besitzen, argumentierte er. Jeder, der in Idris lebte, verfügte über das Zweite Gesicht. Und es konnte sogar gefährlich sein, wenn er darauf verzichten musste.

Ihre Mutter zog zwar eine finstere Miene, gab aber schließlich nach. Zwei Stille Brüder kamen ins Herrenhaus. Grace erinnerte sich kaum an ihre eigene Runenzeremonie, den Ritus der Ersten Rune, und der Anblick der vernarbten Gestalten, die lautlos durch die düsteren Räume von Blackthorn Manor schwebten, verursachte ihr eine Gänsehaut. Aber sie nahm ihren Mut zusammen und war an Jesses Seite, als ein Bruder der Stille die *Voyance*-Rune auf Jesses rechten Handrücken auftrug. Grace war dabei, als Jesse die Hand hob, sie verwundert betrachtete und sich überschwänglich bei den Brüdern bedankte.

Und sie war dabei, als Jesse in derselben Nacht noch starb.



Bitter und süß

Ach wohl, wohl, wohl, sie spielt mit mir,
 kokettische Lust zu büßen.
 Doch täuschte nicht, was sie ahnen ließ,
 Und wäre Maud, was sie scheint,
 Ihr Lächeln treu, wie im Traum ich gemeint:
 Dann wäre die Welt nicht so bitter,
 Ihr Lächeln machte sie süß.

Alfred Lord Tennyson, »Maud«

Du musst keinen Mann heiraten, der dich nicht liebt.

Die Stimme der Fee hallte in Cordelias Kopf wider, als sie sich zum Spiegel in ihrem Zimmer umwandte. Trotz des strahlenden Goldtons ihres Hochzeitskleids wirkte sie fast wie ein Geist – ein schwebender Geist, der nur durch ein dünnes Band mit der Realität verbunden war. Dabei war *sie* doch nicht wirklich diejenige, die im Begriff stand, einen Mann zu heiraten, der sie nicht liebte. Und es konnte auch nicht sein, dass sie heute zum letzten Mal in diesem Zimmer stehen sollte. Dass sie zum letzten Mal unter demselben Dach wie ihre Mutter und ihr Bruder aufgewacht war und aus ihrem Fenster auf die hohen, von der blassen Winter-sonne beschienenen Reihenhäuser von South Kensington hinausblickte. Mit nur siebzehn Jahren konnte sich ihr Leben doch nicht so sehr verändern?

»*Dokhtare zibaye man.* Meine schöne Tochter«, sagte ihre Mutter und legte von hinten unbeholfen die Arme um Cordelia,

während sie gleichzeitig auf ihren eigenen schwangeren Bauch achtgab. Cordelia betrachtete sie beide im Spiegel, sah die Ähnlichkeit ihrer Hände und Lippen. Sie selbst trug eine goldene Halskette, die zur Mitgift ihrer Mutter gehört hatte. Ihre Haut war um einige Nuancen heller als die ihrer Mutter, doch ihre Augen besaßen die gleiche schwarze Farbe. Aber seit wann war sie eigentlich größer als Sona?

Ihre Mutter schnalzte missbilligend mit der Zunge. Eine Locke hatte sich aus dem mit Edelsteinen besetzten, goldenen Band gelöst, das um Cordelias Kopf lag. Rasch machte sie sich daran, die Haarsträhne wieder an ihren Platz zu stecken. »Layla, *azizam*. Du wirkst bedrückt.«

Cordelia atmete langsam aus. Sie konnte sich Sonas Reaktion, wenn sie ihr die Wahrheit sagen würde, nicht einmal ausmalen. »Es ist nur eine ziemlich große Veränderung, *Mâmán*. Aus diesem Haus auszuziehen – und zwar nicht zurück nach Cirenworth, sondern in ein irgendwie seltsames Haus ...«

»Layla«, sagte Sona. »Mach dir keine Sorgen. Es ist immer schwierig, sich einer Veränderung zu stellen. Als ich deinen Vater geheiratet habe, war ich schrecklich nervös. Aber alle anderen redeten nur davon, wie glücklich ich mich doch schätzen müsste – schließlich war er ja der schneidige Held, der den Dämon Yanluo getötet hatte. Nur meine Mutter hat mich zur Seite genommen und mir gesagt: ›Er ist in der Tat sehr schneidig. Trotzdem darfst du deinen eigenen Heldenmut darüber nicht vergessen.« Alles wird gut, Layla. Vergiss nur nicht deinen eigenen Heldenmut.«

Die Worte ließen Cordelia zusammenzucken. Sona erwähnte ihre Familie nur selten, außer als das Ideal des Heldenmuts – eine Familie, deren Abstammungslinie unter den Schattenjägern Persiens weit zurückreichte. Cordelia wusste, dass ihre Großeltern nicht mehr lebten – sie waren vor ihrer Geburt gestorben –, doch in Teheran gab es noch Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen. Sona sprach kaum von ihnen und hatte sie auch nicht zu James' und Cordelias Hochzeit eingeladen. Sie hatte Cordelia er-

klärt, dass es unhöflich wäre, von ihnen zu erwarten, eine so weite Reise zu machen, und dass sie kein Vertrauen zu Portalen hatten.

Es schien, als hätte sie sich durch ihre Heirat mit Elias vollständig von ihrem alten Leben getrennt. Und jetzt war Risa die Person, die Sonas persischer Familie am nächsten kam. Doch die Isolation ihrer Mutter war nicht das Einzige, was Cordelia Sorgen bereitete. Schließlich war Elias schon seit vielen Jahren kein schneidiger Held mehr. Wie dachte Sona eigentlich darüber? Wie dachte sie über ihren Heldenmut, den sie beiseitegeschoben hatte, um ihre Kinder großzuziehen und ständig von Ort zu Ort zu reisen – wegen der »Gesundheit« ihres Mannes –, ohne sich jemals richtig niederzulassen?

»Sona *khanoom!*« Plötzlich erschien Risa in der Tür. »Er ist gekommen«, fuhr sie fort und warf einen raschen Blick über die Schulter. »Gerade eben ... ganz ohne Vorwarnung ...«

»Alastair! Cordelia!«, rief eine vertraute Stimme aus dem Erdgeschoss. »Sona, mein Liebling!«

Sona erleichte und stützte sich mit einer Hand an der Wand ab. »Elias?«

»*Bááá?*« Cordelia raffte die schweren Röcke ihres Kleides und hastete hinaus in den Flur. Risa lief bereits mit finsterner Miene die Treppe hinunter. Doch Elias schob sich an ihr vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und stürmte mit einem Lächeln im Gesicht ans obere Ende der Treppe, wo er sich mit einer Hand am Geländerpfosten abstützte.

Ruckartig blieb Cordelia stehen. Als sie die Stimme ihres Vaters gehört hatte, war sie von überwältigender Freude ergriffen worden. Doch jetzt ... jetzt konnte sie sich nicht bewegen, während ihre Mutter an ihr vorbeieilte, um Elias in die Arme zu schließen. Cordelia hatte das seltsame Gefühl, aus weiter Ferne zuzusehen, wie ihr Vater ihre Mutter umarmte und küsste, dann zurücktrat und eine Hand auf ihren runden Bauch legte.

Sona senkte den Kopf, während sie leise und schnell mit Elias sprach. Obwohl er lächelte, wirkte er erschöpft: Tiefe Furchen durchzogen sein Gesicht, graue Stoppeln bedeckten sein Kinn,

und sein Anzug war fadenscheinig, als hätte er ihn seit seiner Einlieferung täglich getragen.

Er streckte die Arme aus. »Cordelia«, sagte er.

Cordelias Erstarrung löste sich. Einen Moment später war sie bei ihrem Vater und warf sich in seine Arme. Das vertraute Gefühl seiner Umarmung und das raue Kratzen seiner Bartstopfeln, als er sie auf die Stirn küsste, übten trotz allem eine beruhigende Wirkung auf sie aus.

»*Bâbâ*«, sagte sie und legte den Kopf zurück, um ihn anzusehen. Er wirkte so *alt*. »Wo warst du denn nur? Wir haben uns solche Sorgen gemacht.«

Der Geruch seiner Kleidung und seiner Haare – rauchig wie Tabak – wirkte ebenfalls vertraut. Oder ließ sich darunter eine süßliche Fäule erahnen? Roch er nach Alkohol, oder bildete sie sich das nur ein?

Elias schob sie auf Armeslänge von sich. »Vielen Dank für die Begrüßung, mein Liebes.« Dann betrachtete er sie von oben bis unten und fügte augenzwinkernd hinzu: »Obwohl du dich für mich nicht so fein hättest machen müssen.«

Cordelia lachte und dachte: *Mein Vater ist wieder da. Er wird bei meiner Hochzeit dabei sein. Allein darauf kommt es an.* »Das ist mein Hochzeitskleid ...«, setzte sie an, doch Elias unterbrach sie lächelnd.

»Ich weiß, mein Kind. Deshalb bin ich heute zurückgekehrt. Es würde mir nicht im Traum einfallen, deine Hochzeit zu verpassen.«

»Warum bist du dann nicht direkt nach deiner Entlassung aus dem Basilius hergekommen?«

Cordelia und ihre Eltern drehten sich zu Alastair um, der aus seinem Zimmer getreten war. Offensichtlich war er gerade dabei gewesen, sich für die Zeremonie anzukleiden, denn er hatte seine Manschetten noch nicht geschlossen und war in Hemdsärmeln. Doch obwohl er eine schwarze, mit goldenen Runen für Liebe, Freude und Harmonie durchwirkte Weste trug, war er, seiner Miene nach zu urteilen, alles andere als in Feierstimmung.

»Wir wissen, dass sie dich vor einer Woche herausgelassen haben, Vater. Es hätte Mutter beruhigt, wenn du früher zurückgekehrt wärst. Und Layla auch.«

Elias sah seinen Sohn an. Zwar streckte er nicht die Arme nach ihm aus – so wie bei Cordelia –, aber aus seiner Stimme sprach große Rührung: »Komm und begrüß mich, Esfandiyār.«

Esfandiyār war Alastairs zweiter Vorname – nach einem großen Helden aus dem *Schālmāme*, einem persischen Buch über altehrwürdige, mythische Könige. Dieser Held war in der Lage, jeden Dämon mit einer verzauberten Kette zu fesseln. Als Kind hatte Alastair es geliebt, Geschichten aus diesem Buch der Könige zu hören. Er und Cordelia hatten es sich mit Elias vor dem Kamin gemütlich gemacht und sich von ihm etwas vorlesen lassen.

Das lag allerdings lange zurück. Jetzt stand Alastair reglos da, und Elias runzelte die Stirn.

»Ja, sie haben mich schon vor einigen Tagen entlassen«, sagte er. »Aber bevor ich mich auf den Heimweg machen konnte, musste ich noch nach Frankreich, in die Wildnis westlich von Idris.«

»Um Buße zu tun?«, fragte Alastair mit schneidender Stimme.

»Um Cordelias Hochzeitsgeschenk zu holen«, antwortete Elias. »Risa!«, rief er die Treppe hinunter.

»Nein, nein, wir können uns die Geschenke für später aufheben«, protestierte Cordelia. Sie spürte die angespannte Stimmung im Raum und sah, wie ihre Mutter ängstlich zwischen ihrem Sohn und ihrem Ehemann hin- und herschaute. »Wenn ich sie zusammen mit James öffne.«

»Risa«, rief Elias erneut die Treppe hinunter, »kannst du aus meinen Sachen diese längliche Holzkiste heraussuchen und mir bringen?« Dann wandte er sich wieder an Cordelia: »Unsinn. Es handelt sich nicht um ein Geschenk für euren Haushalt, sondern um ein Geschenk für *dich*.«

Kurz darauf erschien Risa mit zorniger Miene, die Kiste auf einer Schulter balancierend. Elias ignorierte ihren finsternen Blick,

nahm ihr die Kiste ab und hielt sie Cordelia entgegen. Mit hochgezogenen Augenbrauen schaute sie zu ihrem an der Wand lehrenden Bruder hinüber, so als wollte sie ihn fragen, was sie seiner Meinung nach tun sollte. Alastair zuckte nur die Achseln. Am liebsten hätte sie ihn geschüttelt: War es denn wirklich zu viel verlangt, wenigstens so zu tun, als ob er sich freute?

Cordelia drehte sich wieder zu ihrem Vater um, der die Kiste festhielt, während sie die Messingverschlüsse öffnete und den Deckel aufklappte.

Sie rang nach Luft.

Auf einem Polster aus hellblauem Samt lag eine Schwertscheide – eine der schönsten, die Cordelia jemals gesehen hatte. Sie war würdig, in einem Museum ausgestellt zu werden. Die Scheide aus feinem Stahl glänzte wie Silber. Ihre Oberfläche war kunstvoll mit Gold eingelegt und mit zarten Mustern graviert, die Vögel, Blätter und Ranken darstellten. Als Cordelia genauer hinsah, konnte sie zwischen den Blättern winzige Runen erkennen, wie Schmetterlinge.

»Das einzige meiner Tochter würdige Geschenk: diese Scheide – des Schwertes würdig, von dem sie auserwählt wurde«, sagte Elias.

»Woher hast du sie?«, fragte Cordelia. Trotz der Umstände war sie gerührt. Natürlich war sie wütend gewesen, als Alastair ihr von den vielen Situationen erzählt hatte, in denen er ihren Vater – und Cordelia, ihre Mutter und sich selbst – vor den Folgen seiner Trinkerei hatte bewahren müssen. Wie konnte ihr Vater nur so egoistisch sein, so gleichgültig gegenüber den Bedürfnissen seiner Familie?

Doch er war auch oft für sie da gewesen. Er hatte ihr geholfen, auf Bäume zu klettern, zu trainieren, hatte ihr die Bedeutung Cortanas und die Verantwortung erklärt, die demjenigen übertragen wurde, der das Schwert trug. Und er war heute, an ihrem Hochzeitstag, gekommen und hatte ihr dieses Geschenk mitgebracht. Wäre es so falsch zu glauben, dass er es gut meinte?

»Die Feenwesen in Nordfrankreich sind berühmt für ihr her-

ausragendes handwerkliches Geschick«, sagte Elias. »Es wird erzählt, dass Melusine persönlich diese Scheide angefertigt hat. Ich wusste, dass sie dir gehören sollte. Ich hoffe, du nimmst sie an, mein Kind, als Zeichen meiner Liebe und ... als Versprechen, mich zu bessern.«

Sona lächelte zittrig. Elias stellte die Kiste vorsichtig auf dem Flurtisch ab.

»Danke, Vater«, sagte Cordelia und legte die Arme um ihn. Während er sie fest umarmte, nahm sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr, und als sie aufblickte, sah sie, dass Alastair wortlos in sein Zimmer zurückkehrte.

Das verdammte Armband lag noch immer um sein Handgelenk, während er in seinem Zimmer auf und ab lief. Seit Tagen hatte James sich wieder und wieder vorgenommen, es abzulegen. Genau genommen war er sich sogar ziemlich sicher, dass er *versucht* hatte, es abzunehmen, doch der Verschluss hatte geklemmt.

Er war auf halbem Weg zu seinem Schreibtisch, auf der Suche nach einem Brieföffner, mit dem er am Verschluss herumstochern konnte, als er sich selbst im Spiegel sah und stehen blieb – um sicherzustellen, dass alles so saß, wie es sollte. Um Cordelias willen musste er tadellos aussehen.

Schnell strich er sein Haar glatt – allerdings vergebens, denn es stellte sich sofort wieder auf – und schloss den letzten Knopf an seinem Gehrock aus Goldbrokat, den der Schneider seines Vaters, ein alter Mann namens Lemuel Sykes, für ihn angefertigt hatte.

Er erinnerte sich, wie aufgeregt sein Vater gewesen war, als er James Lemuel vorgestellt hatte: »Mein Junge heiratet!« Sykes hatte griesgrämig seine Glückwünsche gemurmelt. Angesichts der stattlichen Menge an Ohrhaaren nahm James an, dass Sykes mit fünfzigprozentiger Wahrscheinlichkeit ein Werwolf war, empfand es jedoch als unhöflich zu fragen. Jedenfalls stellte sich heraus, dass Will recht daran getan hatte, Sykes empörendes Verhalten zu ignorieren – und die nicht unerhebliche Gefahr, dass

